

**Froh darüber, dabei gewesen zu sein**

Hannes Krauss (Jahrgang 1945)

*Mein langer Weg nach 1968*

Dreiundzwanzig Jahre zuvor wurde ich in jener süddeutschen Stadt geboren, in der ich auch aufgewachsen bin und 1965 Abitur gemacht habe, als Erster in der Familie. Mein Vater war ein mittlerer Beamter, dessen Stimme einen respektvollen Unterton bekam, wenn er von Kollegen oder Vorgesetzten berichtete, sie seien ‚Akademiker‘. Über die Vergangenheit habe ich mit ihm nie gesprochen; der Krieg kam in seinen Erzählungen nur als Namen fremder Orte vor (von Griechenland bis zum Eismeer), und nachgefragt habe ich nicht. Mit der Mutter, die sich als zweitältestes von fünf Kindern mit acht Jahren Schulbesuch begnügen musste, stritt ich mich – meist beim Geschirrabtrocknen – über ihr verklärtes Bild vom Nationalsozialismus („meine schönste Zeit“, „nur das mit den Juden war nicht recht“); später wählte sie die Grünen. Der Wehrdienst blieb mir aus gesundheitlichen Gründen erspart. Darüber war ich nicht traurig, aber verweigert hätte ich ihn wahrscheinlich nicht. Zum Studium ging’s nach Tübingen: ein Jahr ‚studium generale‘, daneben zunächst Jura, dann der Wechsel zu Germanistik und Geschichte – wie tausend andere hoffend, mit diesen Fächern alle Welt-Rätsel lösen zu können.

*Studium in Tübingen und Berlin*

Das mit den Welträtseln hat sich schnell gegeben, aber ansonsten hielten die Tübinger Jahre, was ich mir von der Studentenzeit erhofft hatte: Neue Freunde, nette Feten und Ausflüge, am Ende des ersten Jahres eine Griechenlandtour zu sechst im alten VW-Bus. Die anfangs noch regelmäßigen Wochenend-Besuche im Elternhaus wurden schnell seltener. Politik interessierte mich eher theoretisch. Praktisch blieb es bei dem – wohl aus prinzipieller Opposition gegen den Zeitgeist motivierten – Besuch einer Veranstaltung des ‚Nationaldemokratischen Hochschulbundes‘, bei der ich mich fühlte wie der einzig Gesunde unter lauter Gestörten. Und bei einem beim Trauermarsch für Benno Ohnesorg heimlich mitgetragenen Pappschild, das ich zusammen mit einem Medizinstudenten gemalt hatte, und auf dem wir uns vom ‚politischen Missbrauch dieses tragischen Ereignisses‘ distanzierten –

für den Fall, dass der SDS in Aktion treten sollte. Das Schild blieb in der Tasche, der SDS blieb ruhig, aber ihm und seinen politischen Umtrieben habe ich damals gründlich misstraut.

Im Herbst 1967 zog es mich für ein Semester nach West-Berlin – weil mich die Stadt interessierte und die Germanistik an der Freien Universität einen guten Ruf hatte. Aus dem Semester wurden sechs Jahre. Ihr Anfang war geprägt von Einsamkeit und Sehnsucht nach der Tübinger Idylle. Aber so leicht wollte ich mich nicht unterkriegen lassen, und deshalb blieb ich. Erinnerungssplitter: Bei meinem ersten Teach-in im Henry-Ford-Bau (bei dem es, glaube ich, um Fritz Teufel ging) schreckten mich Duktus und Tonfall ab, in dem Rudi Dutschke die Massen zur Demonstration in Moabit aufrief. Die Massen, das waren andere. Die Besetzung des Germanischen Seminars im nächsten Jahr war dann schon Abenteuer und Pfadfinderspiel, und die entscheidende Wende brachte der Wechsel an die Technische Universität (TU) – zum ‚Institut für Sprache im Technischen Zeitalter‘ von Walter Höllerer. Dort fand ich, was ich wohl schon immer gesucht hatte: Die Nähe zum Kulturbetrieb und eine überschaubare Gruppe von Kommilitonen, von denen einige zu Freunden wurden. Damit nicht genug, Walter Höllerer bot mir im siebten Semester an, bei ihm zu promovieren. Aus dieser Konstellation erwachsen allerdings neue Probleme. Was mir vorschwebte – eine Karriere als Literatur- oder Theaterkritiker –, hatten manche in der Gruppe schon hinter sich und waren nun dabei, sich vom „bürgerlichen Kulturbetrieb“ zu verabschieden und eine revolutionäre Zelle an der Humanistischen Fakultät der TU zu gründen. Man führte ‚Sondierungsgespräche‘ mit Vertretern unterschiedlicher politischer Lager und entschied sich schließlich für die „Proletarische Linke/Parteiinitiative“ (PL/PI). So wurde ich Mitglied im „Sozialistischen Arbeitskollektiv an der TU“ (SAK/TU), studierte gründlich „Das Kapital“ und Jürgen Kuczynskis „Wirtschaftsgeschichte“ und schrieb Artikel für die Zeitung „Hochschulkampf“, die ich auch im Mensa-Foyer verkaufte. Zu behaupten, das sei unter Zwang geschehen, wäre nicht richtig. Ich machte halt mit und weiß nicht, was mehr Energie kostete: Das Aufbegehren gegen die akademischen Eliten oder die unausgesprochenen Gruppenzwänge. Manche Schizophrenie wurde mir erst im Rückblick klar: Ich schrieb theoretisch korrekte Artikel über die Betriebsarbeit als Massenperspektive für Intellektuelle – und hoffte insgeheim, dass „wir“ nicht gewinnen würden, weil ich immer noch mit dem Kulturbetrieb liebäugelte. Gewissermaßen als Kompromiss gab ich die (ohnehin nicht sehr weit gediehene) Promotion auf, meldete mich zum Staatsexamen und war im Herbst 1970 unversehens der Erste in unserer Gruppe, der einen Abschluss hatte. Der (innere und äußere)

Druck, jetzt auch den nächsten Schritt zu tun und in den Betrieb zu gehen, war groß. Noch größer allerdings war meine Sorge, den Eltern erklären zu müssen, wieso der erste ‚Akademiker‘ in der Familie bei Osram arbeiten wollte. So ging ich stattdessen im April 1971 ins Referendariat – wenigstens an einer Gesamtschule und nicht am bürgerlichen Gymnasium. Der Alltag mit den Schülern war stressig, aber im Studienseminar (und im Kollegium) war man nach wie vor meist unter Gleichgesinnten.

### *Im DDR-Gefängnis*

Ein zufälliges Ereignis brachte meine bis dahin eher unentschlossene Lebensplanung ziemlich durcheinander: Von Juni bis Dezember 1971 verbrachte ich wegen „staatsfeindlichen Menschenhandels“ sechs Monate in einem DDR-Gefängnis. Ich hatte der Freundin eines aus der DDR geflohenen Physikers, den ich ein paar Jahre zuvor in Ost-Berlin kennengelernt hatte, einen Fluchtplan überbracht und zugleich versucht, sie zum Bleiben zu überreden, weil man – wie ich meinte – die DDR von innen ändern müsse. Sie wurde beim Fluchtversuch verhaftet und ein paar Monate danach auch ich. Das war zunächst ein Riesenschock, aber offensichtlich half meine Anpassungsfähigkeit, dieses halbe Jahr ohne größeren Schaden zu überstehen. Vom Standpunkt eines nicht parteigebundenen, undogmatischen Sozialisten unternahm ich sogar ein paar schüchterne Diskussionsversuche mit meinen Stasi-Vernehmern. Dass einige hinter ihrem Schreibtisch ein Porträt von Feliks Dzierzynski aufgehängt hatten, machte sie nicht einmal unsympathischer. Es hatte etwas von Revolutionsromantik. Ähnlich wie auch mein Vorhaben, nach der Entlassung Rosa Luxemburgs „Briefe aus dem Gefängnis“ zu lesen und Robert Havemanns „Dialektik ohne Dogma“ und so endlich *meinen* Weg zum Sozialismus zu finden. Vor allem aber war ich fest entschlossen, künftig nur noch das zu machen, was *ich* wollte. Dass sich bei meiner Rückkehr nach West-Berlin die ‚Proletarische Linke‘ in Auflösung befand, erleichterte diesen Entschluss.

### *Ins Ruhrgebiet*

Ich beendete das Referendariat, war dabei wesentlich entspannter als zu Beginn, wurde Studienrat an einer Berliner Gesamtschule und nutzte doch 1973 das Angebot einer befristeten Stelle, um an eine neu gegründete Hochschule ins Ruhrgebiet zu gehen. Dort mischte ich mich in die Hochschulpolitik ein, wurde Sprecher des akademischen Mittelbaus

und holte meine private Studentenbewegung nach – in der Provinz imitierend, was ich in der Metropole eher beobachtet hatte. Obwohl das nicht konfliktfrei verlief, erhielt ich irgendwann eine Dauerstelle und konnte in Zeiten flacher Hierarchien auch die eine oder andere Reform mit voranbringen. Als dann der Rollback einsetzte und dynamische Nachwuchswissenschaftler die Ordinarienuniversität neu erfanden, gehörte ich längst zum Urgestein, dem man seine Schrullen nachsah.

Seit 45 Jahren lebe ich jetzt im Ruhrgebiet, und hier bin ich gegen Ende der 1970er-Jahre in meinem eigenen 1968 angekommen. Dort fühle ich mich bis heute zu Hause. Die Chiffre wurde zu einem Symbol meiner Tertiär-Sozialisation. Nicht nur diszipliniertes wissenschaftliches Arbeiten habe ich damals gelernt (beispielsweise in den „Kapital“-Lektürezirkeln), sondern auch soziales Verantwortungsbewusstsein. Und die zunächst durchaus rituellen Reibereien an den nur durch ihren Status legitimierten Autoritäten förderten ein Selbstbewusstsein, das gleichermaßen auf Skepsis wie Wissen um die eigenen Fähigkeiten basierte und mir den Alltag im Lehr- und Wissenschaftsbetrieb erleichterte.

Den Umwegen in mein 1968 verdanke ich allerdings auch die realistische Einschätzung einer akademischen Revolte, die im Grunde nicht viel mehr war als nachgeholte Adoleszenz. Aber wo sonst hätte einer, der in der Adenauerzeit aufgewachsen ist, all das lernen sollen? Deshalb bin ich froh, dabei gewesen zu sein.

Eine Variante dieses Textes erschien in: *Marianne Brentzel (Hrsg.): 1968. Bilanz eines Aufbruchs, Vechta 2018 (Geest Verlag), S. 56 – 61.*

## **Einmischung nicht mehr erwünscht!?**

### ***Über den politischen Intellektuellen Heinrich Böll***

Jochen Vogt

Universität Duisburg-Essen

Aos meus colegas portugueses

Um den zu Lebzeiten ebenso erfolgreichen wie umstrittenen deutschen Autor, den Nobelpreisträger für Literatur von 1972 und einzig wahren Volksschriftsteller, den die Bundesrepublik Deutschland hervorgebracht hat, war es schon bald nach seinem Tode 1985 in der literarischen wie in der politischen Öffentlichkeit zunehmend sehr still geworden. Allenfalls wurde in den letzten Jahren, auch an biografischen Gedenktagen auf die seit 2002 neu erscheinende, insgesamt 27 Bände starke und mit mehreren Millionen Euro geförderte Gesamtausgabe der Werke von Heinrich Böll hingewiesen, die Ralf Schnell verantwortet und unter Mitwirkung zahlreicher Forscher aus dem In- und Ausland realisiert hat. Man darf diese sogenannte „Kölner Ausgabe“ als ein kulturpolitisches Vermächtnis der rot-grünen Ära verstehen, ange-regt noch von Johannes Rau und damals vorgestellt vom Bundeskanzler Gerhard Schröder. Da sind wir also schon mitten in der Politik! Ob Frau Merkel, wie angefragt, zum Abschluss des Projekts ein Gruß- und Schlusswort gesprochen hat, entzieht sich meiner Kenntnis. Nun aber, aus Anlass von Bölls einhundertstem Geburtstag am 21. Dezember 2018, hat der neue Bundespräsident Steinmeier zahlreiche Interessierte und Engagierte – auch Herausgeber und Macher der Kölner Ausgabe – zum ehrenden Gedenken des Jubilars ins Berliner Schloss Bellevue eingeladen; zu einem „rheinischen Heimatabend“, wie Jürgen Kaube, Mitherausgeber der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* und dort zuständig für kulturelle Angelegenheiten, nicht ohne süffisanten Unterton kommentierte.

Aber wir bleiben sachlich: So wie diese 27 roten Bände mit Bölls Werken und ausführlichen Erläuterungen der Forscher nun in den Bibliotheken stehen – man darf annehmen: vor allem in den öffentlichen – und in kommenden Jahren noch durch mehrere Briefbände er-

gänzt werden, belegen sie noch einmal die herausragende Stellung des Autors in der Kultur der alten Bundesrepublik, aber nicht automatisch auch seinen literarisch-ästhetischen Rang im engeren Sinn. Da hat Jürgen Kaube mit seinen spitzen Bemerkungen durchaus recht. Und gewiss sind die vielen Bände keine Garantie für die Fortdauer von Bölls Geltung oder gar für ein *aktuelles* Interesse an seinen Werken. Man hat derartige Gesamtausgaben ja schon oft respektlos, aber vielfach zutreffend als „Klassikergrab“ verspottet. Und genau das müsste einem Autor wie Heinrich Böll, dessen literarisches Ideal doch erklärtermaßen der „permanent umstrittene Klassiker“ war, alles andere als angenehm sein. Einig sind sich kritische (gelegentlich auch herablassend-ironische) und wohlwollende Beobachter dabei in einem: Heinrich Böll, sein ebenso populäres wie kontroverses Werk und seine unverwechselbare Persönlichkeit treten immer mehr in den Hintergrund, sie werden *historisch*. Müssen wir das bedauern? Vielleicht. Aber kann es uns wirklich überraschen? Gerade bei einem, der als Person und als Autor so sehr von der zeitgeschichtlichen Aktualität, vom eigenen Erfahrungsraum und dem seiner Generation gezehrt und dies auch programmatisch immer wieder betont hat?

*Was bleibt von Heinrich Böll?* Diese Frage ist schon früh, auch zu seinen Lebzeiten hin und wieder gestellt worden – und ist ihrerseits ein Indiz dafür, dass man seinen Texten, die damals in heute kaum noch vorstellbarer Breite diskutiert wurden, und von denen einige sehr schnell zu Schulklassikern avancierten, nicht ohne weiteres eine fortdauernde Präsenz aus eigener Kraft zutraute. Unmittelbar nach seinem Tod, in jenem heißen Juli von 1985, war allerdings eine Welle des Mitgefühls, ja der Trauer weit über den Literaturbetrieb hinaus, also auch im richtigen Leben zu spüren. Böll hatte unzähligen Menschen aus dem Herzen gesprochen und wurde von Millionen gelesen, weit über die herkömmlichen Bildungsschichten hinaus. Ja er wurde, das konnte man damals spüren, auch von vielen geschätzt und betrauert, die ihn vermutlich nie gelesen hatten. Für sie alle hat vermutlich die Blumenverkäuferin in Essen gesprochen, als jemand ein Gebinde für die Beerdigung bestellte: „Ist das *unser* Böll?“

Anteilnahme und Trauer machen allerdings die Frage *Was bleibt?* nicht überflüssig, sondern erst wirklich brisant, wie ein heller Kopf sofort bemerkte. "Es ist traurig, dass er nicht mehr da ist. In einem Land, das keine Märchen mehr erträgt, war der arme Heinrich der letzte seinesgleichen. Niemand wird seinen Platz einnehmen." Dies schrieb damals, ungewohnt elegisch, der Spötter Hans Magnus Enzensberger; aber er hat sich wohl gehütet, eine Bestandsgarantie für die Böllschen Texte zu geben.

Heinrich Böll war in mehr als einem Sinn *der* repräsentative Schriftsteller der alten,

erst nachträglich so genannten „rheinischen“ Bundesrepublik. Und dies eben nicht nur (oder nicht einmal so sehr) im literarisch-ästhetischen Sinn, sondern in einem umfassenderen, den man durchaus *politisch* nennen darf. Er hat dies gewusst und auf seine uneitle Art akzeptiert, – etwa als er 1972 den Nobelpreis entgegennahm, der solche Repräsentanz auch außenpolitisch ratifizierte: nämlich mit Dank "für diese Ehre, die wohl nicht nur mir gilt, auch der Sprache, in der ich mich ausdrücke, und dem Land, dessen Bürger ich bin." Der Bürger, der *citoyen* Böll geriet mit seinen kritischen Interventionen oft genug auch in scharfe, ja verletzende Kontroversen. *Einmischung erwünscht*, der Titel eines Essays aus dem Jahre 1973 war das Motto des Autors und „Bürgerpolitikers“ Böll, der sich nicht an Parteiprogrammen, politischen Theorien oder gar Machtperspektiven orientierte, der vielmehr aus einer elementaren Sorge um das Wohl der Menschen in dieser unserer Zeit, oft um den einzelnen Menschen, sprach und handelte, wo er dies für angebracht oder notwendig hielt. Diese Sorge, oder Fürsorge, war als Quelle seines Engagements auch noch deutlich zu erkennen, wenn er sich von Fall zu Fall, – von außen oft unbemerkt, für berufsständische Interessen seiner Kollegen oder in humanitären Krisen und individuellen Notfällen einsetzte. Das gilt besonders für die Erleichterung der Ausreise und des Exils von Dissidenten nicht nur aus der damaligen Sowjetunion, von denen die Schriftsteller Alexander Solschenizyn und Lew Kopelew die bekanntesten waren. Da agierte Böll also in halbwegs offiziellen Positionen als Präsident der deutschen Sektion, dann des Internationalen Schriftstellerverbandes PEN, vermutlich aber noch effektiver, weil geräuschloser, als ein international, auf beiden Seiten des Eisernen Vorhangs, auch ohne eigenes Amt geschätzter diskreter Vermittler.

Im innenpolitischen Streit dagegen war er keineswegs zimperlich, nahm kein Blatt vor den Mund, war als katholischer Anarchist (und, wie ich meine, als eine Art heimlicher Protestant) wohl auch konstitutionell unfähig zu Anpassung und vorwegnehmender Selbstzensur – und hat sich dadurch immer wieder aufs Neue in die Patsche gesetzt, bisweilen auch durchaus schmerzhaft.

Ja es stimmt – Heinrich Böll wurde "gefeiert, und er wurde bespuckt", wie Willy Brandt, der Friedens-Nobelpreisträger von 1971, treffend bemerkte. (Hier darf man einschließen, dass Bölls öfters empfundene oder unterstellte Nähe zur Sozialdemokratie wesentlich auf der persönlichen Sympathie und dem politischen Gleichklang mit Brandt resultierte, und nach dessen Kanzlerschaft rapide versickerte.) Die "politische Kultur der Bundesrepublik bestand zu einem wesentlichen Teil aus Böll-Debatten“, so hieß es dann 1985 – nach der Maxime ,to-

ter Böll/guter Böll' – sogar in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*. Deren Literaturredakteure, vor allem Karl Korn und Marcel Reich-Ranicki, hatten ihn über lange Zeit ebenso konsequent gefördert, wie ihre Kollegen aus der politischen Redaktion ihn kritisierten und angriffen. Im historischen Rückblick ist gewiss leichter zu sehen, dass und wie jene beiden Momente zusammenspielen: die *Zugehörigkeit* zu einer Erfahrungsgemeinschaft mit dem Anspruch, für sie sprechen zu können einerseits, und die individuelle *Verweigerung*, der kritische Protest gegen obrigkeitliche Zwänge oder Machtmissbrauch der Medien andererseits. Nur beides zusammen, das *repräsentative Sprechen* und der *kritische Einspruch*, machen die literarische und politische Bedeutung Heinrich Bölls, machen seine Größe, aber auch seine Grenzen aus.

Diese Feststellung scheint mir evident und kaum bestreitbar, und dennoch ist es schwierig, sie aus bestimmten Gründen und Ursachen herzuleiten. Versuche, sie zeithistorisch oder sozialisationsgeschichtlich zu erklären, wie sie immer wieder einmal von der Literaturkritik und Biografen unternommen wurden, bleiben ebenso unzureichend wie sein eigener Verweis auf die soziale Randständigkeit und eine gewisse rebellische Stimmung im Elternhaus. Mir scheint darüber hinaus ein Sachverhalt vorzuliegen, der von der Person oder besser: Persönlichkeit nicht ablösbar war und den man in altmodischer Ausdrucksweise wohl *Charakter* nennen müsste. Präzisieren will ich diese Behauptung aber dahingehend, dass jene beiden Funktionen, die repräsentative und die kritisch protestierende, zwar nicht von einander zu trennen sind; dass sie aber auch nur ausnahmsweise, unter bestimmten gesellschaftlichen und literarischen Rahmenbedingungen, bruchlos und effektiv zusammenwirkten. Zumeist standen sie in einer Spannung zueinander, die Bölls öffentliche Wirkung, seine Umstrittenheit, und letztlich auch seine Belastung und sein persönliches Schicksal mitbestimmt hat.

Zunächst allerdings, in den Texten der „frühen Jahre“ nach Ende des Krieges, ergab sich repräsentatives Sprechen wie von selbst, im Wortsinn *un-bewußt*, es speiste sich aus dem kollektiven Erfahrungsschatz – oder besser: aus der Erfahrungslast des Weltkriegs und der sogenannten Trümmerjahre. Böll schrieb von den Verletzungen und Schädigungen, Sehnsüchten und Hoffnungen seiner Generation; er war einer davon (wie sein Kollege Wolfgang Weyrauch später notierte), "und während er darüber schrieb, war er es immer noch: er hatte immer noch seine Fußlappen an. Waren sie seine eigenen? Nein, sie hätten auch jedem anderen Schützen Arsch gehören können." Aus Wehrmacht und Gefangenschaft brachte diese junge Generation jedenfalls ein existentiell verfestigtes Misstrauen gegen Großorganisationen und deren Herrschaftsansprüche mit, aber keineswegs eine antifaschistische Gegen-Ideologie. (Dass diese

gemeinsamen Erfahrungen und eine soldatisch geprägte Kameraderie – beispielsweise in der Gruppe 47 – abweichende Biografien und literarische Stimmen, wie etwa den unglücklichen Paul Celan, marginalisierte und übertönte, hat man allerdings erst seit kurzem zur Kenntnis genommen.)

Jedenfalls war das Verhältnis zum neuen Staat von Anfang an nicht ohne Vorbehalte, stand freilich auch nie unter einem moralisch begründeten Zwang zur Identifikation (wie etwa in der DDR); daraus erwuchs dann in den späteren fünfziger und frühen sechziger Jahren das unverwechselbare und inzwischen historisch gewordene Profil der nonkonformistischen Literatur in Westdeutschland. Gemeinsam mit seinen (etwa zwölf Jahre) jüngeren Kollegen aus der „Flakhelfergeneration“ – also Günter Grass, Martin Walser, Hans Magnus Enzensberger, oder auch Ingeborg Bachmann und anderen – hat Böll diese entschieden kritische, genauer: moralkritische, machtkritische und institutionenkritische Sicht auf Gesellschaft und Staat vorformuliert. Dieses selbstbewusste und kritische Mitreden war im Verfassungsrahmen der westlichen Republik möglich, ja in gewisser Weise gefordert; aber es war nicht selbstverständlich, es musste erst einmal exemplarisch realisiert werden, durchgesetzt gegen ein politisch-kulturelles Milieu, das ungeachtet der forcierten Westorientierung doch auch noch von traditionellen Obrigkeitsstrukturen und patriarchalischem Denken geprägt war – ganz zu schweigen von den mehr oder weniger offenen Kontinuitäten mit der Nazi-Vergangenheit. Auch unter diesem Aspekt scheint mir die erstmals von Jürgen Busche (ebenfalls in der FAZ) angesprochene und später oft zitierte Konstellation von Konrad Adenauer und Heinrich Böll (und dazu auch noch Sepp Herberger) trotz und wegen der unterschiedlichen Biografien eine hohen historisch-symbolische Prägnanz zu haben: Im Geburtsjahr von Heinrich Böll, der den Krieg als junger Soldat überstand, also im Jahr 1917, war Adenauer bereits Oberbürgermeister von Köln, nach 1933 überlebte er als dezidiert Nazigegner – eine Zeit lang versteckten ihn bekanntlich die Mönche von Maria Laach, dem Kloster in der Voreifel, das unter anderem Namen ja auch in Bölls Roman *Billard um halbzehn* eine zentrale Rolle spielt. Der Fußballer Herberger schließlich war seit dem 1. Mai 1933 NSDAP-Mitglied, seit 1938 Reichstrainer und nach dem Krieg – das Wunder von Bern! – erfolgreicher Bundestrainer, auf dessen Trainingsjacke, einem Qualitätsprodukt der Firma Bleyle, nun eben nicht mehr der Reichadler mit Hakenkreuz, sondern ein abstraktes DFB-Logo prangte.

Es geht also bei diesem Gedankenspiel, soziologisch gesprochen, um den „Elitewechsel in Transformationsgesellschaften“, oder um die Integrationskraft der neuen Gesellschafts-

ordnung, und zwar einerseits in Hinsicht auf die Leistungsträger des alten Systems, andererseits auf eine erst heranwachsende Generation. Und da lag eine wichtige Leistung der Gruppe 47, deren Autoren und Autorinnen ja selbst zu dieser „skeptischen Generation“ zählten, aber auch der etwas älteren, sehr zivilen Vater- oder gar und Großvaterfigur Böll gewiss auch darin, die nachwachsenden Nachkriegskinder in diese diskursive Auseinandersetzung miteinzubeziehen – in einem Land, in dem das Generationsverhältnis auf fast irreparable Weise beschädigt schien.

Damit zurück zu Böll und der Frage *Was also bleibt?* Zu erklären wäre immer noch, warum gerade er, dessen geistiges Profil und dessen Habitus ja in keiner Weise theoretisch oder institutionell, oder gar parteipolitisch geprägt war, die Rolle des *intellectuel général*, auf gut Deutsch: des allzuständigen Querdenkers, in der frühen Bundesrepublik so überzeugend wahrnahm – was man ja an der Zustimmung wie am Widerspruch ablesen kann, die er dabei erfuhr. Warum wurde sein Sprechen, nach der repräsentativen wie nach der kritischen Seite hin, als besonders *authentisch* wahrgenommen? Darauf hat 1967 schon der Philosoph Theodor W. Adorno, der ja als entschiedener Anhänger oder gar Vordenker der literarischen Avantgarde vom symbolischem Realismus des Künstlers Böll kaum beeindruckt sein konnte, die definitive Antwort gegeben: "Mit einer in Deutschland wahrhaft beispiellosen Freiheit, schreibt Adorno, hat [Böll] den Stand des Ungedeckten und Einsamen dem jubelnden Einverständnis vorgezogen, das schmähhliches Mißverständnis wäre ... Vielleicht hat er nicht einmal mit ganzem Bewußtsein dem sich versagt, sondern, weit triftiger, kraft seiner Weise des Regierens, aus purem Ekel, unfähig zum Mitspielen, wenn dazu ein Mindestmaß an Konzilianz, auch nur edler Tonfall ausgereicht hätte ..." – Weniger anspruchsvoll, aber genau auf den Punkt formuliert wird eben diese Einsicht auch in einer Schülerfrage, von der mir ein befreundeter Lehrer aus seiner Dortmunder Schule einmal berichtet hat: Ob es denn wahr sei, dass „der Böll“ immer nur das schreibt, „was er wirklich denkt?“ Ja, es muss wohl so gewesen sein – und zwar in einer Epoche in der die literarischen Texte, pauschal gesprochen immer artistischer, vieldeutiger, oder in Adornos Worten „schwerverständlicher“ wurden. Ein Moralist hat es jedenfalls nicht leicht in postmodernen Zeiten.

Es scheint aber, nun wieder mehr von einem politischen Blickwinkel aus gesehen, doch so, dass die kritische Rolle der nonkonformistischen Literatur, wie sie Böll herausragend verkörpert hat, also sein moralistisch begründete Kritik an Machtpolitik und Opportunismus, sein beharrliches Erinnern an die verdrängte Vergangenheit, sein Ansprechen politischer und

kultureller Tabus — dass also diese "ideologische Müllabfuhr"(wie der Mitstreiter Hans Magnus Enzensberger selbstironisch formuliert hat) insgesamt Teil einer ungeplanten, aber funktionierenden Arbeitsteilung in Nachkriegswestdeutschland war. Man könnte auch von einer Sozialpartnerschaft wider Willen sprechen, in welcher die kritischen Autoren (auch wenn sie oft genug als Staatsfeinde beschimpft wurden) sich auf ihre Weise als durchaus staatstragend erwiesen. Dass die politische Klasse in der frühen Bundesrepublik (mit einzelnen Ausnahmen) nicht willens oder fähig war, über die erklärten Politikziele von ökonomischem Wiederaufbau und politisch-militärischer Westintegration hinaus zu denken und zu wirken, ist bekannt. Dennoch hatte die westdeutsche Gesellschaft seit den frühen sechziger Jahren, nicht nur mit der später zum Schlagwort geronnenen „Aufarbeitung der Vergangenheit“ begonnen, denken wir nur an den Frankfurter Auschwitz-Prozess von 1963. Sie hat darüber hinaus und auf breiterer Front auch Anschluss gefunden an eine Diskussions- und Protestkultur westlich-demokratischer Prägung. Das war die zentrale und nicht gering zu schätzende Leistung der alten Bundesrepublik. Möglich wurde dieser Anschluss zweifellos durch einen übergreifenden soziokulturellen Wandel; er ist aber auch Resultat einer Alltagspolitik, an der die nonkonformistische Literatur wie später die ziemlich literaturferne Studentenbewegung beträchtlichen Anteil hatten.

### ***Exkurs: Frankfurt am Main 1963***

Gern würde ich diese etwas abstrakten Überlegungen ein wenig subjektiv und anekdotisch illustrieren. Man wird ja heutzutage schneller zum Zeitzeugen, als man sich das wünschen kann. Ich schaue also zurück ins Jahr 1963. „Gegen Frankfurt liegt ein Ding über, heißt Sachsenhausen“, so heißt es bei Goethen; dort jedenfalls haben wir im Frühjahr '63 Abitur gemacht, im Deutschunterricht einen Prüfungsaufsatz über Brechts Gedicht vom „Radwechsel“ geschrieben (das zu diesem Zeitpunkt im Westen noch ganz unbekannt war); im Englischen dann einen Essay über John F. Kennedys Außenpolitik in der Kubakrise. Also durchaus *up-to date!* Im Frankfurter Schauspielhaus wurde bald danach Rolf Hochhuths Dokumentarstück „Der Stellvertreter“ gespielt, da gingen wir hin und waren ziemlich irritiert. Durfte man, nach diesem unerhörten Bühnengeschehen, denn nun Beifall klatschen oder nicht? Immerhin hatten wir instinktiv die üblichen Abiturientenkrawatten abgelegt und uns ganz existentialistisch in die schwarzen Rollkragenpullover geworfen. An der Johann-Wolfgang-von Goethe-Universi-

tät, nur einen Spaziergang vom Theater entfernt, lehrten unterdessen, wie man weiß, Theodor Adorno und sein Philosophenfreund Max Horkheimer sowie der (von der medizinischen Fakultät abgelehnte) Psychoanalytiker Alexander Mitscherlich. Bei Kiepenheuer & Witsch in Köln erscheint der Roman „Ansichten eines Clowns“ und wird in den Feuilletons, besonders ausführlich und kontrovers, nämlich in dreizehn aufeinander folgenden Wochen in der *Zeit*, diskutiert. Der Meinungsstreit um die im Roman angesprochenen Tabus: Sakrament der Ehe, Machtmissbrauch der (katholischen) Kirche und ihrer Würdenträger, Bigotterie in der sogenannten Wiedergutmachungsfrage, lieferten kontroversen Stoff für Gespräche und Streit bis in kirchentreue Familien hinein, wie ich sie aus dem ansonsten ganz liebenswerten katholischen Flügel meiner eigenen Sippschaft noch in Erinnerung habe.

Der „arme Heinrich“, wie der Spötter Enzensberger in später nannte, „flüchtet“ derweil aus den Diskussionswirren nach Irland, kehrt aber im Sommersemester 1964 mit seinen fragmentarischen und zugleich epochemachenden Poetikvorlesungen nach Frankfurt an die Universität zurück. Unweit davon, in einem wegen Fluchtgefahr der Angeklagten und Presseansturm eigens umgebauten Bürgerzentrum, wird immer noch, Tag für Tag, die Strafsache „gegen Mulka und andere“ verhandelt, also der so genannte Große Auschwitz-Prozess, den der Generalstaatsanwalt Fritz Bauer 1963 durchgesetzt hatte, und über den die FAZ jeden Tag ausführlich berichtet. Der schwedische Schriftsteller Peter Weiss, geboren 1917, fast gleichaltrig mit Böll, verfolgt den Prozess zeitweise täglich, auch eine junge SED-Funktionärin und aufstrebende Autorin namens Wolf schaut einmal vorbei und ist erleichtert, dass es in der DDR solche Probleme nicht gibt ... Zwei Jahre später, am 19. Oktober 1965, spielen 15 Theater dann in beiden deutschen Staaten (übrigens nicht in Frankfurt), in Schweden und England das Dokumentardrama „Die Ermittlung“ von Peter Weiss, das den Prozess verarbeitet und wiederum eine breite und intensive Diskussion auslöste. Die Hörspielabteilung im Hessischen Rundfunk, wo ich als junger Student hospitieren durfte, produzierte eine Rundfunkfassung dieses Auschwitz-Stücks, die noch im gleichen Monat bundesweit – so wie elf Jahre zuvor das „Wunder von Bern“ ausgestrahlt wurde. (Als Hörbuch ist sie heute noch lieferbar.) Ein letztes Mal, so denke ich, hat damals die Schaubühne (oder vielmehr ein Medienverbund aus Theater, Rundfunk und Presse) landesweit als moralische Anstalt funktioniert und dadurch den Holocaust unwiderruflich auf die Agenda gesetzt – ohne dass man diesen Begriff schon gekannt hätte.

Warum erwähne ich dies alles? Meinen Frankfurter Lokalpatriotismus will ich keines-

falls ableugnen. Aber es geht mir um etwas Grundsätzlicheres (und nebenbei um eine kritische Anmerkung zu Bölls Gesellschaftsbild). Ich möchte nämlich darauf hinweisen, dass das politische und kulturelle Klima der späten fünfziger und frühen sechziger Jahren in der Bundesrepublik eben keineswegs nur von diesem Macht- und Mentalitätsfilz aus Kapital, katholischer Kirche und Kristdemokratie bestimmt war, wie uns Bölls Romane und Erzählungen bis hin zum *Clown* von 1963 suggerieren, sondern dass wir – gerade im Blick auf diesen Zeitraum – stärker als bisher auf regionale Differenzen und ihre Ursachen achten sollten. Dieses „Zeitgefühl“ einer Zäsur rund um 1963, die auch die gerade heute wieder spürbare mediale Überhöhung des Schlagworts und des Jahres „Achtundsechzig“ relativiert, wird inzwischen auch durch wissenschaftliche Untersuchungen gestützt. So etwa von zwei Freiburger Forschern, dem Soziologen Wolfgang Eßbach und dem Zeithistoriker Ulrich Herbert in dessen sehr empfehlenswerter „Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert“ von 2014.

Alles in allem, das ist meine These, hat also die literarisch-politische Intelligenz den neuen westdeutschen Staat eben nicht nur kritisiert, sondern durchaus stabilisiert, indem sie ihn verfassungspatriotisch anreicherte, die individuellen Meinungs- und Verhaltensspielräume ausweitete, man könnte auch einfach sagen: indem sie die Gesellschaft intern demokratisiert und verwestlicht hat. Das heißt aber auch, dass die hier skizzierte Spannung von Politik und Literatur, oder das Verhältnis von Repräsentanz und Kritik, und speziell auch die Rolle, die Böll zukam, nicht ohne weiteres übertragbar war und etwa in der DDR an wesentlichen Punkten ganz anders funktionierte. Im Blick auf die Diskussionen der Wende-Zeit nach 1989 ist bezeichnend, dass der Philosoph Jürgen Habermas, Jahrgang 1929, in einem Brief an die gleichaltrige Christa Wolf darauf insistiert hat, "daß wir im Westen unter Verhältnissen gelebt haben, die auch im intellektuellen Bereich eine keineswegs erzwungene oder auch nur einschränkende, sondern als Emanzipation erfahrene Orientierung nach Westen ermöglicht haben." In der anderen Richtung lässt sich Christa Wolfs Gedenkrede zum 80. Geburtstag Bölls, 1997 in Berlin gehalten, als eine bemerkenswerte, von großer Zuneigung getragene Würdigung lesen. Und zugleich als ein sehr subtiler Versuch, im Vergleich miteinander den Verschiedenheiten und damit auch den eigenen Verstrickungen zumindest ein Stück weit nachzugehen. Frau Wolf hat ja, unter wesentlich anderen Bedingungen, in der DDR eine durchaus vergleichbare Position eingenommen wie Herr Böll in der Bundesrepublik. Aber das wäre ein anderes Thema.

Also zurück zu Heinrich Böll. Er hatte schon 1965 etwas Ähnliches ausgesprochen wie Habermas, nachdem ein maßgeblicher CDU-Politiker – wer erinnert sich noch an Josef Herman Dufhues? – die Gruppe 47 mit der „Reichsschrifttumskammer“ der Nazis verglichen hatte. Das rückt Böll zurecht, gar nicht polemisch, sondern im Gestus eines nachsichtigen Lehrers: "Lange bevor es Mode wurde, war sie [die Gruppe 47], was die bundesrepublikanische Gesellschaft inzwischen als selbstverständlich für sich in Anspruch nimmt: pluralistisch. Die Gruppe ist pluralistisch geblieben, die Gesellschaft ist es geworden... Die Gruppe gehört zu diesem Staate, sie paßt zu ihm, sie ist politisch so hilflos wie er, sie hat nicht alle, aber einige Eigenschaften mit der bundesrepublikanischen Gesellschaft gemeinsam, und damit ist sie in der wirklichen und einzigen Gefahr, zu einer Institution zu werden."

Dazu ist es, wie wir wissen, auf Dauer nicht gekommen. Nicht vergessen oder verschweigen sollte man aber auch, dass Böll fast gleichzeitig Äußerungen tut, die mit dem eben Gehörten nur schwer kompatibel sind und ihn eher als "Staatsfeind" denn als "Staatsdichter" profilieren. Vor dem Hintergrund von Großer Koalition und Notstandsgesetzgebung spricht er 1966 zur Eröffnung des Wuppertaler Schauspielhauses von der „Freiheit der Kunst“ und deren Abhängigkeit von der Gesellschaft: "Anstelle von Gesellschaft würde ich sagen können: Staat, wenn wir einen hätten; ich erblicke den Staat im Augenblick nicht. [...] Dort, wo der Staat gewesen sein könnte, oder sein sollte, erblicke ich nur einige verfaulende Reste von Macht, und diese offenbar kostbaren Rudimente von Fäulnis werden mit rattenhafter Wut verteidigt." Bölls Argumentation in dieser Rede bleibt ein wenig rätselhaft, mit seiner Metaphorik jedenfalls ist er auf der Ebene von Franz Josef Strauß angelangt, der die Künstler der Gruppe 47 wegen ihrer kritischen Töne als „Ratten“ und „Schmeißfliegen“ bezeichnet hatte. Auch das war Heinrich Böll, der in Momenten der Erbitterung nicht mehr differenzieren mochte oder konnte.

"Glücklicher Mensch“, schreibt dazu wiederum Christa Wolf in ihrer späten Erzählung „Was bleibt“ – „Glücklicher Mensch, der seinen Erzfeind aus sich herausstellen kann. In meiner Sprache werden Tiernamen nur auf Tiere angewendet, nie würde ich, wie andere es taten, die Namen von Schweinen und Hunden, nicht einmal die von Frettchen oder Reptilien auf die jungen Herren da draußen [gemeint sind die Stasi-Agenten vor Wolfs Haus] – münzen können. Was mir fehlte, war wahrscheinlich ein gesunder nivellierender Haß."

Um 1970 scheinen in der Bundesrepublik die Prozesse der inneren Demokratisierung, der

Pluralisierung von Lebensstilen usw. mit gesellschafts- und staatspolitischen Neuorientierungen zu konvergieren. Unter Brandts Maxime „Mehr Demokratie wagen!“ ließen sich für einen Moment auch die repräsentative und die kritische Wirkung des Autors Böll zusammenzudenken. Ich halte es nicht für einen Zufall, dass er sich eben damals auf der Höhe seiner literarischen Möglichkeiten zeigte. Niemals vorher und nie wieder hat Böll in einem Roman Geschichtserfahrung, Moralität und Humor derart ausbalanciert, nie sonst hat er so plastische, anspielungsreich und ungezwungen erzählt wie im „Gruppenbild mit Dame“, dieser „säkularisierten Marienlegende“ (so der Kritiker Wolfram Schütte), die man als Roman der neuen Ostpolitik und als eine frühe *hommage* an ein tolerantes, multikulturelles Köln lesen konnte.

Dabei steht dieses neue Erzählen durchaus auf älteren Fundamenten. In den „Frankfurter Vorlesungen“ hatte Böll 1964 eine nicht nur subjektive Zwischenbilanz gezogen und die deutsche Nachkriegsliteratur als Stimme definiert, die aussprach, was ansonsten allzu gern verschwiegen wurde; die vor allem im Blick auf die Nazi-Vergangenheit „Schuld, Reue, Buße, Einsicht“ anmahnte. Zugleich und im Blick auf die Zukunft mindestens ebenso wichtig, sieht er die Literatur als Verteidigung des Alltäglichen, des individuellen Lebensraums, der persönlichen Würde gegen die sich verschärfenden Zwänge von Bürokratie, Konsumdruck und Medienmacht. „Es ist unsere Aufgabe“, hatte er allerdings schon 1952 geschrieben, „daran zu erinnern, dass der Mensch nicht nur existiert, um verwaltet zu werden – und daß die Zerstörungen in unserer Welt nicht nur äußerer Art sind.“ Sätze, die ja direkt bis in unsere Gegenwart reichen – ihnen bleibt bleibt Böll bis zum Ende treu, aber er findet, wie gesagt, am Anfang der siebziger Jahre eine neue, überraschenderweise heitere (wenngleich keineswegs unernste) Tonart dafür.

Anhand eines historisch-exemplarischen und zugleich märchenhaften Falles geht es in „Gruppenbild mit Dame“ von 1971 um die Rettung der privaten Lebenssphäre – um eine Utopie des Alltags und in ihrem Kern um die versöhnende Kraft der Liebe. Während der Zweite Weltkrieg auch über Köln zu Ende geht und jedes zweite Haus in Trümmer gelegt hat, mahnt die gefahrvolle weil verbotene Liebesbeziehung zwischen der Hauptfigur Leni Pfeiffer und dem russischen Zwangsarbeiter Boris an die sakramentale Dimension der Liebe und zugleich an die historisch notwendige Versöhnung. In der Gegenwart der frühen Siebziger geht es darum, Lenis Wohn- und Lebensraum gegen menschenverachtende Spekulation zu verteidigen, wozu sich eine bunt gemischte Gemeinschaft solidarisch zusammenfindet. Beide Ebenen verbindet der Erzähler (oder sollen wir hier vielleicht doch einmal sagen: der Autor?) zum Le-

bensbild dieser „Frau von Ende vierzig“, die „die ganze Last deutscher Geschichte zwischen 1922 und 1970 mit und auf sich genommen hat“. Mit dieser bewusst lockeren Verknüpfung, die Stoff und Handlung gewissermaßen öffnet und durchlässig macht für die eigenen Geschichtserfahrungen vieler Leser und Leserinnen, – und mit einem unaggressiv ironischen Erzählton erreicht Heinrich Böll hier den Gipfel seiner erzählerischen Meisterschaft. Ein Buch, das bleiben wird? Wir sollten es hoffen und wünschen.

Ausgerechnet im Nobelpreisjahr 1972 wurde Böll dann aber auch in die Position des Staatsfeindes gedrängt – oder manövrierte sich selbst hinein. Sein *Spiegel*-Appell unter dem Titel „Will Ulrike Meinhof Gnade oder freies Geleit?“, mit dem er die Eskalation von Terrorakten der sogenannten Baader-Meinhof-Gruppe und staatlicher Gegengewalt bremsen wollte, verhallte ungehört. Oder vielmehr: Diffamierung und Bedrohung richteten sich nun, und ganz ähnlich wieder fünf Jahre später, im "Deutschen Herbst" des Jahres 1977, auf den Autor selbst. In der Springer-Presse wurde er mehrfach als geistiger Komplize der Terroristen angeprangert, die FAZ wirft ihm im September 1977 vor, dass er gemeinsam mit drei evangelischen Theologen einen Aufruf an die Entführer des Industriellen Schleyer gerichtet hatte: "Besonders von Heinrich Böll, der über unseren Staat so viele unbegreifliche Fehltritte abgegeben hat, wäre schon früher ein Wort am Platz gewesen – an die Mörder, die den Staat so abgründig hassen.“ Wenige Monate später setzt Herausgeber Johann Georg Reißmüller nach, als es um die Sympathisanten geht: "Anders als Grass hat Heinrich Böll bis heute kein von der Vernunft geprägtes Verhältnis zum Staat gefunden. Daraus entsprach manch unsinniger Ausspruch. Aber Gewalt kann sich nicht auf ihn berufen, sie ist ihm existentiell fremd. Bölls Lebens-Stichwort heißt nicht 'Gewalt', sondern 'Barmherzigkeit' (die er 1971 und 1972 vor schnell und überreichlich der angeblich gnadenlos gejagten Baader-Meinhof-Bande zuwandte)." Was immer Reißmüller mit seiner Argumentation bewirken wollte; er hat richtig bemerkt, dass Bölls politische Kriterien auf moralischen, religiösen (und sicher auch familialen) Fundamenten ruhen, nicht auf Vernunftgründen oder Rechtskategorien. Er plädiert für *Gnade im Rechtsstaat* – das ist etwas grundsätzlich Anderes, als in einem *Unrechtsstaat* für *Rechtspositionen* einzutreten oder sie einzuklagen. In der verhärteten Schlussphase der sozialliberalen Regierung, als der Anti-Terrorismus zeitweise als letzte Staatsräson erschien, konnte er damit freilich nur scheitern und verstrickte sich in der Folge in langwierige und kräftezehrende öffentliche und juristische Auseinandersetzungen.

Böll hält seine spannungsreiche Doppelrolle als Repräsentant und Kritiker durch bis zuletzt – ganz offensichtlich aber um einen hohen persönlichen Preis. Er spricht 1981 im Bonner Hofgarten auf der größten Demonstration gegen die von Helmut Kohl wie von Helmut Schmidt betriebene atomare Nachrüstung; zwei Jahre später beteiligte er sich, gesundheitlich schon geschwächt, an der Sitzblockade eines Atomwaffendepots im schwäbischen Mutlangen. Von der SPD hatte er sich, wie erwähnt, nach Brandts Kanzlerschaft zunehmend entfernt, näherte sich dann den Positionen der „Grünen“ an, die später ihre Parteistiftung nach ihm benennen werden. Nach einer deftigen Lokal- und Politposse wird er 1983 Ehrenbürger seiner Heimatstadt Köln, zu deren literarischer Unsterblichkeit er manches beigetragen hat, und akzeptiert dies indem er ihre Repräsentanten halb zugeneigt, halb ironisch „auf den Arm nimmt“, wie man sagt.

Unverkennbar ist bei all dem sowohl die fortschreitende Verdüsterung seines Gesellschaftsbildes als auch eine offensichtliche Erosion seiner Gestaltungskraft, vor allem in seinen beiden letzten Romanen, wo die Bilder des geschlossenen Überwachungsstaates, der totalen Korruptiertheit von Politik und Machteliten sich zu teils grotesken, teils apokalyptischen Sequenzen aneinanderfügen (oder besser gesagt: auseinanderfallen). Auch wohlwollende Kritiker haben „Fürsorgliche Belagerung“ und „Frauen vor Flußlandschaft“ negativ beurteilt. Es scheint, als hätten sich Bölls fortgeschriebene Themen und Erzählmuster erschöpft, oder jedenfalls die enge Rückbindung an alltägliche Erfahrung – wenn man so will: ihre lebensweltliche Repräsentanz verloren. Zugleich erweist sich, dass seine ganz persönliche Utopie eines gelingenden gemeinschaftlichen Lebens, also die quasi-familiäre Idylle, überholt und unbrauchbar geworden ist, weil sie der Komplexität der gesellschaftlichen Verhältnisse und Konflikte nicht mehr entspricht. Mehr als einen Hauch von Tragik sehe ich persönlich auch darin, dass Heinrich Böll ganz offensichtlich die gesellschaftlichen Gegenkräfte, an denen er selbst teilhatte und die er in vieler Hinsicht inspiriert und befördert hat, nicht wirksam ins Bild bringen konnte; oder zugespitzt gesagt: dass er offensichtlich nicht angemessen wahrnahm und würdigte, *was er selbst für die innere Demokratisierung der Bundesrepublik bedeutet und bewirkt hatte.*

*Was also bleibt von Heinrich Böll?* Das Gefühl des Verlustes und der Trauer galt damals, vor nunmehr 33 Jahren, in erster Linie seiner Person. Es drückte sich darin aber wohl auch die Ahnung aus, dass mit seinem Tode ein Zeitabschnitt, eine Epoche zumindest der deutschen Literatur und des kulturellen Lebens zu Ende gegangen war. Heinrich Böll war, wie

wir heute sehen können, nicht nur der realistische Schilderer von Lebenswirklichkeiten aus der Vor- und Frühgeschichte unserer Republik („nun alles abgesunken“, hätte Gottfried Benn dazu wohl gesagt). Er hat auch, wohl als einer der letzten, die Rolle des Schriftstellers ausgefüllt, der sich über sein eigenes Metier hinaus (und sicher nicht aus Geltungssucht) dem Gemeinwohl verpflichtet, die Rolle des Intellektuellen, der sich für die unerledigten Fragen der Gesellschaft zuständig erklärt – auch auf Kosten seiner literarischen Arbeit, seiner persönlichen Geltung, seiner Gesundheit. Er war ja tatsächlich im Lauf der Jahre eine „Vorzeigefigur“ geworden, stand exemplarisch für den „ganz anderen Deutschen, der dafür zuständig war, die Schweinereien einer ganzen Nation wettzumachen...“

Dass er es „oft satt hatte“, wie Enzensberger rückblickend in seinem „Märchen vom armen Heinrich“, dem Nachruf im „Spiegel“ weiterhin sagte, steht außer Frage. Aber mit persönlichen Motiven allein ist diese Zäsur nicht zu erklären. Warum war er „der letzte seinesgleichen“? Dass es in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft bis heute an geeigneten „Schweinereien“ fehlen sollte, darf man wohl ausschließen. Dass die jüngeren deutschen Autorinnen und Autoren sich in ihrer großen Mehrheit seit längerem von der Politik (jedenfalls in dem von Böll und seiner Generation gemeinten und praktizierten Sinn) abgewendet haben, ist ebenso unbestreitbar. Man sollte das nicht vorschnell als Weltflucht oder Ästhetizismus abwerten, vermutlich ist es auch nur Ausdruck einer Normalisierung, die die Literatur von historischen, politischen und moralischen Ansprüchen befreite, unter deren Last Böll fast exemplarisch gelitten hatte. Dann wäre auch hier ein deutscher Sonderweg, der historisch allerdings nötig, ja unvermeidbar war, an sein Ende gekommen.

Andererseits, auch darauf hat der schlaue Enzensberger im *Spiegel*-Gespräch mit Helmut Karasek hingewiesen (H.4/1987), sind die Anstrengungen des armen Heinrich ja nicht folgenlos geblieben. „Eine Person wie Böll war ja kein historischer Zufall. Böll war die Gegenfigur zu Adenauer. ... Daß solche Figuren heute nicht mehr vorhanden sind, muß nicht unbedingt an Talentmangel liegen oder an Charakterlosigkeit. Vielleicht liegt es daran, daß sie in gewisser Weise überflüssig geworden sind. Ich glaube, es ist eine Vergesellschaftung solcher Rollen eingetreten. Wir haben Heinrich Böll verloren. Aber dafür haben wir Amnesty und Greenpeace.“

*Und was bleibt nun von seinen Büchern?* "Ob man im nächsten Jahrhundert seine Romane noch lesen wird, wissen wir nicht. Aber solange es eine deutsche Literatur geben wird, wird man seiner ... mit Respekt und Dankbarkeit gedenken." Das ist ein Nachruf-Zitat von

Marcel Reich-Ranicki, dem man durchaus zustimmen kann. In die Geschichte der Bundesrepublik, wenn wir sie nicht auf Bundestagswahlen und ökonomische Ziffern reduzieren wollen, hat Böll sich dauerhaft eingeschrieben. Sein nach wie vor unterschätztes publizistisches Werk, immerhin zweieinhalbtausend Seiten, ist in dieser Hinsicht das, was er selbst einmal über Konrad Adenauers Memoiren sagte: "Keine so schlechte Quelle" – ja ein bemerkenswerter, vielschichtiger, wenn auch subjektiver Epochenkommentar. Für das Fortleben des Erzählwerks reicht solche Realitätshaltigkeit allein wohl nicht. Zwar beweisen Romane, über die man heute gern die Nase rümpft, wie beispielsweise „Haus ohne Hüter“ von 1954, beim Wiederlesen eine erstaunliche Detail- und Tiefenschärfe – aber wen wird das noch interessieren außer ein paar älteren Damen und vor allem Herren, die dort (so wie ich) ihre Fünfziger-Jahre-Pubertät wiederfinden? Und ob ein halbwegs verklemmter Roman wie „Ansichten eines Clowns“ (1963) unter Stichworten wie Sexualität, Liebe und Ehe, oder Moral, Macht und Opportunismus soviel an grundsätzlicher Problematik freisetzt, dass jugendliche Leser heute zu Lektüre und engagierter Diskussion provoziert werden? Ich wage das kaum noch zu behaupten, obgleich ich es einmal erlebt habe, das ist allerdings auch schon wieder dreißig Jahre her, vielleicht nicht ganz untypischerweise an einer katholischen Schule im Ruhrgebiet. Oder schließlich die Geschichte von der ehrenhaften „Katharina Blum“, die in den siebziger Jahren ein Bestseller war und schnell zur Bibel des progressiven Literaturunterrichts wurde – auch sie dürfte inzwischen den „historischen Edelrost“ angesetzt haben, von dem Thomas Mann einmal spricht. Ob es bei Böll Texte gibt, die über ihre historische "Gebundenheit" hinaus soviel ästhetischen Mehrwert freisetzen, dass sie unmittelbar zur Lektüre einladen, so wie man beispielsweise bei Regenwetter und einer leichten Grippe zu Fontane (oder Uwe Johnson) greift, um wieder einmal Fontane (oder Johnson) zu lesen, diese Frage wage ich nicht zu entscheiden. Bemerkenswert scheint mir zum Schluss noch, dass Böll in seinem allerletzten Interview, jetzt in Band 26 der Kölner Ausgabe, auf die Frage eingeht, was eine junge Generation mit Texten wie seinen allenfalls noch anfangen könnte und ob sie überhaupt noch lesen wird ...

„Alle Fragen offen“, könnte man da mit Brecht und Reich-Ranicki sagen. Im persönlichen wie im kulturellen Gedächtnis bleibt zuletzt und vor allem wohl doch die *Erinnerung an die Person*. Der Dichterkollege Erich Fried hat in wenigen Nachrufzeilen, die man nicht unbedingt „Verse“ nennen muss, einigermaßen treffend ausgedrückt, was unvergessen bleiben sollte an Heinrich Böll:

Er selbst hätte vielleicht  
(man kann es nicht wissen)  
länger gelebt  
wenn er dort  
wo es wehtut  
geschwiegen hätte  
aber sein Leben  
wäre dann nicht so ganz  
sein Leben gewesen  
wie er es leben wollte  
und wie wir es kennen.

## «A RAF: Baader-Meinhof entre Mito, Documentário e Cinema de Ação»

Gerald Bär

Universidade Aberta / CECC



A curta história da República Federal Alemã, cuja democracia é baseada num pluralismo partidário parlamentar, registou duas sérias ameaças: a primeira aconteceu logo após a segunda guerra mundial com o bloqueio de Berlim pelas forças da antiga União Soviética e a segunda, um desafio interno, nos anos 70. Já em 1968, durante a revolta estudantil dirigida contra o sistema educacional e contra os valores da geração parental responsável pela guerra e pelo holocausto, formaram-se grupos militantes, como os ‘Tupamaros’ em Berlim ocidental e Munique, com ambições de mudar a sociedade. A assim chamada ‘Facção do Exército Vermelho’ (Rote Armee Fraktion) que proclamou a luta armada, foi fundada em 1970 por Andreas Baader, Gudrun Ensslin, Horst Mahler e Ulrike Meinhof. A sua motivação baseou-se em conceitos anarquistas, comu-

nistas (Marxistas-Leninistas)<sup>1</sup> e anti-imperialistas, sobretudo contra a guerra dos Estados Unidos da América no Vietname. Definiram-se como guerrilheiros urbanos (‘Stadtguerrilla’<sup>2</sup>) contra um estado fascista que na sua percepção, era a RFA. Tentaram mediatizar tanto os atentados como o subsequente processo após a sua captura com o objetivo de alertarem para as alegadas estruturas fascistas do estado alemão ocidental do pós-guerra.

Vários filmes e documentários foram rodados sobre a luta armada da RAF na República Federal Alemã, como por exemplo, *Deutschland im Herbst (Alemanha no Outono*, Kluge, Schloendorff, Fassbinder e Reitz, 1978), *Die dritte Generation (A Terceira Geração*, Fassbinder, 1979) e *Die bleierne Zeit (Os Anos de Chumbo*, von Trotta, 1981). Recentemente, o filme *Der Baader Meinhof Komplex* (Edel, 2008), uma adaptação do livro homónimo de Stefan Aust, antigo editor da revista *Der Spiegel*, reaviva o tema, granjeando um sucesso mundial, sendo até nomeado para um Óscar.

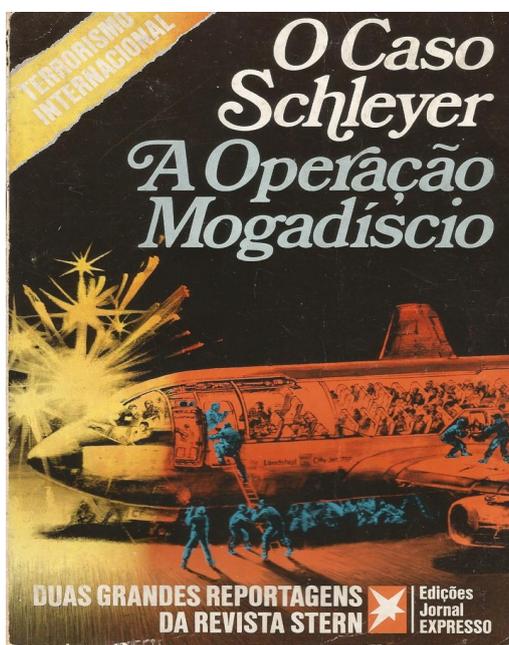
Este ensaio focaliza as produções *Alemanha no Outono* e *O Complexo Baader-Meinhof*. O outono retratado no primeiro filme é o de 1977, a fase mais dramática dos "anos de chumbo" com atividades terroristas cujo objectivo foi a libertação dos principais membros da primeira geração da RAF, detidos na prisão de Stammheim. Este filme de fragmentos foi rodado imediatamente após os dramáticos acontecimentos ligados ao rapto de Hanns-Martin Schleyer, presidente da Federação de Empregadores da Alemanha e da Confederação das Indústrias alemãs que foi sequestrado como moeda de troca para a libertação dos líderes da ‘Facção do Exército Vermelho’. Nessa altura quatro terroristas desviaram um voo da Lufthansa cujos passageiros foram também utilizados como reféns para o mesmo objetivo. No dia 18 de outubro, membros da tropa especial alemã (GSG-9) libertaram esses reféns no aeroporto de Mogadísio e no mesmo dia Gu-

---

1Já anterior às suas atividades terroristas, Mahler ficou entusiasmado por Marx e criou uma tertúlia sobre o materialismo leninista; Meinhof foi membro do então ilegal partido comunista alemão (KPD). Em abril de 1970, após a libertação violenta de Baader da prisão, a polícia encontrou o livro intitulado *Introdução ao Capital de Karl Marx* no chão do carro da fuga utilizado por Ulrike Meinhof, Irene Goergens, Ingrid Schubert, Hans-Jürgen Bäcker e Astrid Proll.

2Este conceito foi propagado em abril de 1971 na declaração “Das Konzept Stadtguerilla” que justifica a luta armada “anti-imperialista nas metrópoles”: “Wir behaupten, daß die Organisierung von bewaffneten Widerstandsgruppen zu diesem Zeitpunkt in der Bundesrepublik und in Westberlin richtig ist, möglich ist, gerechtfertigt ist. Daß es richtig, möglich und gerechtfertigt ist, hier und jetzt Stadtguerilla zu machen. Daß der bewaffnete Kampf als «die höchste Form des Marxismus-Leninismus» (Mao) jetzt begonnen werden kann und muß, daß es ohne das keinen antiimperialistischen Kampf in den Metropolen gibt” (ID-Verlag, 1997: p. 31).

drun Ensslin, Andreas Baader e Jan-Carl Raspe foram encontrados mortos nas suas celas na prisão. No dia seguinte, o cadáver do empresário Schleyer foi descoberto num automóvel em Mulhouse. Os acontecimentos não passaram despercebidos na época pós 25 de Abril, em Portugal, onde Vitório dedicou a canção “Sedas a Vento” à “memória de Ulrike Meinhof - anarquista consequente” (Single, Orfeu, 1978).<sup>3</sup> Ainda anterior às ações das ‘Forças Populares 25 de Abril’ (FP-25) no início dos anos 80, o *Caso Schleyer e a Operação Mogadiscio* (Título original: *Entscheidung in Mogadischu*) foram apresentados em forma de tradução de uma publicação da revista *Stern* pelas Edições do *Jornal Expresso*. O resumo extraído da contracapa da publicação revela os objetivos desta “reportagem autêntica do mais árduo desafio até hoje lançado à República Federal Alemã”.<sup>4</sup> O jornalismo investigativo parece percorrer a corda bamba para um sensacionalismo.



<sup>3</sup>Esta canção que também se encontra no LP *Não Há Terra Que Resista - Contraponto* (1979), começa com a estrofe: “Teutónica, morde na areia / Uma mulher não respira / Estica a força rompe a teia / Cala o cante cotovia”.

<sup>4</sup>“Este livro constitui a reportagem exacta e completa dos 50 dias de terror que modificaram a Alemanha. Os factos divulgados pelo Governo Federal sobre o rapto de Hanns Martin Schleyer, deixaram várias perguntas sem resposta. Após a proibição de notícias, veio o comunicado oficial.” [...] “A Imprensa tem de obedecer às medidas de segurança. Mas o simples relato dos factos, reproduz muito insuficientemente os verdadeiros acontecimentos. Vinte e um repórteres da STERN trabalharam para o livro “Operação em Mogadiscio.” [...] “Um avião “Lear-jet” da STERN seguiu sempre o avião raptado. Um outro avião levou repórteres da STERN à sede do terrorismo em Beirute e Bagdad, onde investigaram a origem e o caminho seguido pelos terroristas. O que eles encontraram e descobriram, ainda ninguém leu.” (contracapa)

Perante estes cenários, o filme *Alemanha no Outono* tenta captar as reacções e os sentimentos numa sociedade alemã, cuja insegurança, raiva e tristeza são refletidas em vários episódios num mosaico impressionante. A produção conta com a participação dos realizadores Fassbinder, Kluge, Reitz, Schloendorff entre outros. Segundo Alexander Kluge, encontram-se na casa do editor Theo Hinz Fassbinder, Schlöndorff e ele próprio no fim-de-semana posterior ao assassinato de Schleyer e combinam de fazer um filme em conjunto. Cinco dias mais tarde, Fassbinder já tinha terminado a sua parte. Os outros cineastas viajaram até Estugarda, para os funerais de Schleyer (Ostfilderfriedhof) e de Ensslin, Baader e Raspe no cemitério Dornhalden. Este filme colectivo, no qual Werner Herzog não participou, foi uma continuação coerente do filme de autor que permitiu a mistura de temperamentos, aglutinou forças e pôs em marcha vários outros filmes, como *A Terceira Geração* de Fassbinder<sup>5</sup> e *A Patriota (Die Patriotin, 1979)* de Kluge. A intenção de Kluge foi criar um espaço público alternativo para não deixar o monopólio da escrita e interpretação da história aos operadores de serviço público de Rádio e Televisão da Alemanha. O título algo patético *Deutschland im Herbst* foi escolhido para prevenir que outros explorassem o aspeto patriótico. Numa entrevista publicada no livro *A Anarquia da Fantasia* (1988), Fassbinder fala sobre a necessidade de fazer o filme de forma imediata, para não perder a urgência dos acontecimentos. Também recorda que um dos motivos para o rodar era enfrentar o medo: uma ação pública, em representação das pessoas que não têm nenhum meio de produção, contra o sentimento que reinava então na Alemanha, que a crítica era inoportuna em qualquer de suas manifestações e que deveria ser calada.

*Alemanha no Outono* começa com uma afirmação quase programática antecipando a conclusão: “‘An einem bestimmten Punkt der Grausamkeit angekommen, ist es schon gleich, wer sie begangen hat: sie soll nur aufhören.’ - 8. April 1945, Frau Wilde, 5 Kinder” [Chegando a um determinado ponto da crueldade, pouco importa quem a cometeu: ela simplesmente tem que parar. – 8 de Abril 1945, Sra. Wilde, 5 crianças]. Este texto é repostado no final do filme, mas sem a identificação da fonte, permitindo ao espec-

<sup>5</sup>Numa entrevista, Fassbinder considera *A Terceira Geração* uma “comédia”, uma vez que os grupos acionistas ou terroristas sem perspectivas atuam como políticos: no fundo trabalham involuntariamente para a ordem em vigor, num sentido afirmativo, para manter a sociedade existente. No entanto, Fassbinder espera que os espetadores do filme apanhassem também um susto durante o rir: “Deswegen ist es ja auch eine Komödie, weil sie sich so verhalten wie bdie Politiker. Sie arbeiten eigentlich für die bestehende Ordnung, um das Bestehende zu verfestigen und endgültiger zu machen. Und natürlich hoffe ich, daß dann über das Lachen hinaus beim Zuschauer eine Art na Schrecken passiert. Weil das im Grunde nicht komisch ist” (Fassbinder, cit. in Limmer, 1981: 58).

tador chegar à conclusão que já não se refere a um acontecimento específico no final da segunda Guerra Mundial, mas que se trata de uma generalização, o ponto de situação da Alemanha ocidental nesses ‘anos de chumbo’:

**”An einem bestimmten Punkt der Grausamkeit angekommen, ist es schon gleich, wer sie begangen hat: sie soll nur aufhören.”**

Outra moldura: os funerais de Schleyer no início e dos três terroristas no final da película, enterrados num cemitério de Estugarda com a autorização do Presidente da Câmara, Manfred Rommel (o seu pai, General Erwin Rommel, apoiante dos Nazis até 1944, foi envolvido no planeamento de assassinato de Hitler no dia 20 de julho tendo sido obrigado a cometer suicídio).



### **Funeral de Baader, Ensslin e Raspe, Estugarda, 1977**

As imagens deste funeral são acompanhadas pela canção de Joan Baez “Here’s to you, Nicola and Bart”, sobre os anarquistas Nicola Sacco e Bartolomeo Vanzetti que foram sentenciados à morte em 1927 nos Estados Unidos.

A ação de *Alemanha no Outono* focaliza a semana após a ‘Noite da Morte de Stammheim’ (18 de Outubro de 1977) em vários episódios que incluem um Rainer W. Fassbinder à beira de um ataque de nervos e uma entrevista com o membro fundador da RAF, Horst Mahler, na sua célula de prisão, analisando a situação política.

O contributo de Kluge retrata uma jovem professora de liceu que questiona a historiografia oficial e reflete sobre o ambiente tenso quase histórico na população alemã. Esta professora (Hannelore Hoger no papel de Gabi Teichert) também pondera as consequências do ‘Radikalenerlass’ (decreto que impede o emprego de pessoas consideradas radicais como funcionários públicos). Reencontramo-la novamente no próximo filme de Alexander Kluge, *A Patriota*, à procura da ‘verdadeira’ Alemanha. Esta película exemplifica as teorias do realizador, recusando as habituais estruturas lineares e casuais adotadas pelo cinema narrativo.

Fassbinder encenou uma exibição nua e crua da sua privacidade em termos físicos e psíquicos para documentar o medo e o pânico após os eventos do Outono de ‘77. Apresenta um diálogo crítico com a sua mãe (Liselotte Eder), cujo conformismo político condena, completando a sua visão pessimista do estado da nação com outras cenas perturbadoras da vida particular, rodadas na sua casa.



Fassbinder e a ‘sua mãe conformista’ (L. Eder)

Em retrospectiva o realizador acha o filme terrível, embora tenha ganho o prémio cinematográfico da RFA (Bundesfilmpreis) que Fassbinder recusou por “motivos morais”

em junho de 1978. A temática do terrorismo seria retomada no seu filme *A Terceira Geração* de 1979.<sup>6</sup>

Em *Alemanha no Outono*, Schlöndorff representa-se a si próprio num episódio escrito por Heinrich Böll: um dramaturgo, cuja encenação de *Antígona* de Sófocles é censurada porque a apresentação desta peça clássica poderia eventualmente ser interpretada como incentivo à violência e ao terrorismo. O realizador recorda a indignação dos cineastas envolvidos no projeto sobre a unilateral apresentação dos acontecimentos nos media, influenciados pelos partidos políticos, igrejas (católica e protestante) e sindicatos. Schlöndorff não questiona os suicídios que considera “trágicos” porque no início da RAF houve muito idealismo. No funeral, observa que os antigos líderes da oposição extraparlamentar (APO) se mantiveram tão distanciados como os representantes da burguesia.<sup>7</sup> Tanto Schlöndorff como Böll e os outros realizadores foram criticados pelo teor do filme. Relativamente à sua participação em *Alemanha no Outono*, Schlöndorff critica os críticos:

Após o trabalho com este filme, após as experiências que foram feitas neste trabalho, já não se pergunta porque existem os assim chamados terroristas, mas

---

6Na primeira parte do exposé do filme, publicado no jornal *Frankfurter Rundschau* em 02/12/1978, Fassbinder defende as cenas consideradas obscenas no seu episódio de *Alemanha no Outono*. Depois justifica o seu novo projecto com o impacto de filmes como *Os Homens do Presidente* (*All the President's Men*, Pakula, 1976) e com a dimensão política do terrorismo na Alemanha contemporânea. Alega que a população, inclusive os representantes políticos, não consegue lidar, nem em termos práticos, nem ideológicos, com este fenómeno, explicando a motivação da ‘terceira geração’. Cf.: Fassbinder, 1984: 69-75).

7“Aus der Empörung über die stillschweigende Komplizenschaft der BRD mit dem Vietnamkrieg und ganz allgemein über die Gleichgültigkeit gegenüber dem Elend in der Dritten Welt hatten die Terroristen sich in eine paranoide Ideologie gesteigert, deren Kernstück im Grunde nur mehr das ohnmächtige Einschlagen auf das Feindbild ›verbrecherisches System‹ war. Ich fand ihren Selbstmord deshalb so tragisch, weil sie mit so viel idealistischem Elan aufgebrochen waren. [...] Gescheitert war nur der von der RAF proklamierte bewaffnete Kampf. Derjenige für eine gerechtere Welt kann niemals aufhören. So verstand ich das berühmte „Der Kampf geht weiter“, das Rudi Dutschke am Grab von Holger Meins mit geballter Faust ausgerufen hatte. So habe ich auch die Stimmung auf dem Friedhof Dornhalden empfunden. Ein paar Tausend waren gekommen, eigentlich ein armes Häuflein versprengter Außenseiter, Leute, die sich der Marktgesellschaft verweigert hatten, sympathische Aussteiger und Nichtangepasste, mehr von Schwäche als von Stärke geprägte Gestalten. Die ehemaligen Köpfe der APO hielten sich auf Distanz, aus Berührungsangst oder aus ideologischer Ablehnung dieser Gewalttäter. Insofern verhielten sie sich ähnlich dem bürgerlichen Lager – vielleicht schon mit Blick auf zukünftige Regierungsverantwortung, zu der sie sich ja mit dem Marsch durch die Institutionen aufgemacht hatten. Dumpf, taub, hoffnungslos wirkte die Trauergemeinde. Es wurden keine Lieder gesungen, keine Worte gefunden bei diesem Trauermarsch durch den nebligen Herbstwald, ...”

(<http://www.volkerschloendorff.com/personen/gudrun-ensslin/>)

porque não há muito mais. Como é possível que nem toda gente se torne violenta.<sup>8</sup>

Tal como o filme *Os Anos de Chumbo*, esta produção coletiva teve um sucesso considerável nas bilheteiras e funcionou na época, como sismógrafo da sensibilidade política e social alemãs. A sua abordagem através das perspectivas de vários realizadores e autores não só tentou captar o *status quo* da jovem democracia da RFA pós-Stammheim, mas também investigar, num ensaio pictural e contemplativo, onde errou. É notável o esforço destes realizadores em compreender o tempo presente à luz do passado alemão. Fassbinder lamenta que a geração dos pais após o final da guerra tenha desperdiçado a oportunidade de construir um estado que poderia ter sido tão humano e livre como nunca.

*Alemanha no Outono* apresenta uma crítica à violência, tanto do Estado como dos militantes de esquerda; retrata uma atmosfera de repressão e ansiedade, não escondendo um certo descontentamento em relação à passividade do cidadão comum. Contudo, é uma aproximação subjectiva dos acontecimentos, sem recorrer à comprometida mediação dos meios de comunicação de massa.

Todavia, uma recensão de Vincent Canby, no jornal *New York Times* (5 de Abril de 1979), aponta alguns pontos fracos que se fazem sentir num público que não viveu o espírito do tempo, seja estrangeiro ou alemão:

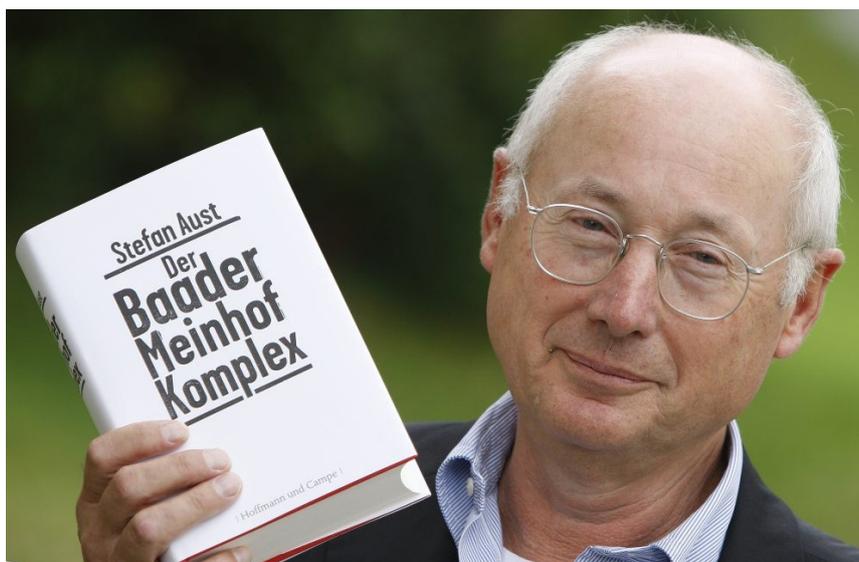
Very often the film is beyond the reach of someone not up on contemporary German affairs. It's a movie that needs even more program notes than the extensive ones already provided by the Film Forum. I'd like to have heard more than a snippet of a speech given to a convention of Social Democrats by Max Frisch, in which the Swiss playwright ("The Firebugs") urges Germans to provide the young with some goal other than "cheerful consumerism." A couple of fictional segments intended to satirize the fears and obsessions of the bourgeoisie are simply opaque (Canby, 1979).

Em setembro de 2008, Tom Tykwer escreve na *Frankfurter Allgemeine Zeitung* que *Alemanha no Outono* continua a fascinar pelo discurso sobre as possíveis formas da confrontação cinematográfica com a realidade política, sobre o posicionamento estético e a delimitação em termos de conteúdo e sobre as dificuldades na busca de imagens e

<sup>8</sup>"Nach so einer Arbeit mit diesem Film, nach den Erfahrungen, die man dabei macht, fragt man sich nicht mehr, warum gibt es sogenannte Terroristen, sondern wie kommt es, daß es nicht viel mehr gibt. Wie kommt es, daß nicht alle um sich schlagen". (Volker Schlöndorff sobre *Deutschland im Herbst*; entrevista em *Pflasterstrand*, nº 25, 1978. *Pflasterstrand* era uma revista editada por Daniel Cohn-Bendit em Frankfurt entre 1976 e 1990).

palavras adequadas para temas nos quais tanto a história de um país se espelha como o estado emocional da sua população.<sup>9</sup>

O filme *O Complexo Baader-Meinhof* de Uli Edel, estreiou em Munique no dia 15 de setembro de 2008. O livro homónimo de Stefan Aust, cuja terceira edição apareceu pouco antes da estreia do filme, tem quase novecentas páginas nas quais o autor descreve minuciosamente as atividades das três gerações da RAF e as reacções da executiva, legislativa e jurisdição da República Federal da Alemanha, revelando grandes falhas individuais, mas também sistémicas perante a ameaça terrorista.



**Stefan Aust com o seu Bestseller**

Numa entrevista<sup>10</sup> Aust aprecia o filme que transporta a sua abordagem para o meio cinematográfico, reclamando objectividade, sem ser um documentário. Considera Ulrike Meinhof a figura mais trágica da RAF, embora não a vitimizandando. O autor considera o filme “extremamente bem conseguido” (“ausserordentlich gut gelungen”) pela sua “distância crítica” e pela intenção de mostrar com grande pormenor o que realmente aconteceu, desde o ambiente da revolta estudantil à escalada da violência.

---

<sup>9</sup>“Herausgekommen ist ein - heute noch mal anders als damals - faszinierender (wenn auch im Mittelteil kurzzeitig etwas ermüdender) Diskurs über die möglichen Formen der filmischen Auseinandersetzung mit politischer Realität. Über ästhetische Positionierung und inhaltliche Abgrenzung. Über die Schwierigkeiten bei der Suche nach adäquaten Bildern und Worten zu Themen, in denen sich die Geschichte eines Landes ebenso spiegelt wie die Befindlichkeit seiner Bevölkerung” (Tykwer, *FAZ* online, 16/09/2008).

<sup>10</sup>Cf. meinkino.ch / Media Mechanics: <http://www.youtube.com/watch?v=WcF8TfTwQaQ> (acedido:15/03/2014).

O *Complexo Baader-Meinhof* foi o filme mais dispendioso produzido na Alemanha até à data; a sua estreia foi preparada com muita publicidade e acompanhada com grande expectativa. Será que o filme iria revelar novos factos ou abrir novas perspetivas sobre este capítulo da história alemã? Existiu também um certo receio em abordar um caso aparentemente arrumado, evocando o pathos e o terrorismo sentimental (“Gefühls-terrorismus”) daquela época que misturava afeto e vida interior com política e violência.<sup>11</sup> Captando toda a atenção pública, a mediática RAF que se auto-encenou até à morte, foi sempre um ecrã para a projeção de fantasias de violência, de sexualidade e de medo, sobretudo da classe média conformista, embora com atitudes esquerdistas. O género híbrido do filme com a assinatura do argumentista Eichinger, rotulado ‘Doku-Fiktion’ e ‘Dokutainment’, não facilitou a sua apreciação. A rigorosa adaptação do livro, a decisão do realizador em mostrar uma cronologia de factos históricos sem interpretação, a meticulosa reprodução do ambiente dos anos 60 e 70 e a opção de utilizar atores famosos não convenceu nem os críticos da imprensa alemã, nem o júri que atribuiu os Óscares em 2009. O jornal *Die Welt* lamentou que a popularidade dos atores iria perpetuar a aura mítica dos terroristas<sup>12</sup> e que a apresentação de demasiados factos era confusa para quem não tenha um conhecimento prévio dos acontecimentos.<sup>13</sup> No semanário *Die Zeit* o antigo Secretário de Estado no Ministério do Interior, Gerhart Baum, relembra muitos aspetos omissos, tal como a histeria lançada por parte da opinião pública e por políticos e a instrumentalização do terrorismo para fins políticos: “Pois isto é o tema actual, que começou com a política da mobilização interna no tempo da RAF: os nossos direitos básicos são revogados na luta contra o terrorismo – tanto naquela altura como hoje.”<sup>14</sup> Poderíamos acrescentar ainda a dimensão do envolvimento da RDA, de Kurras a *Konkret*; dos campos terroristas na Jordânia a ‘Operação Mogadíscio’. A revista *Spiegel Online*

11“Gebrochene Idealisten: unendliche Mengen, die nicht nur die Lehrerzimmer, Redaktionsstuben und vor allem die Schauspielensembles der Republik bevölkerten und abends beim Edelzwicker und in der Lederjacke taten, was seit der pragmatisch-phantasielosen Adenauer-Zeit in Deutschland nicht geschehen war: Sie vermischten Seelenleben und Innerlichkeit mit Politik und Gewalt” (*FAZ*, 14/09/2008).

12“So viel seine Protagonisten auch morden, die Aura wird ihnen nicht zu entreißen sein. Dafür werden seine ehrgeizigen Darsteller schon sorgen” (*Die Welt*, 23/09/2008).

13“... zuviel für deutsche Zuschauer, die nicht mindestens ein Grundwissen an Namen und Fakten besitzen, und erst Recht zuviel für die in deutscher Terrorgeschichte völlig ungeschulten Mitglieder der US-Filmakademie ...” (*Die Welt*, 23/09/2008).

14“Denn das ist das Thema von heute, das mit der innenpolitischen Aufrüstung in der RAF-Zeit begann: Unsere Grundrechte werden im Kampf gegen den Terror beschädigt – damals wie heute” *Die Zeit*, 23/01/2009).

elogia os bons atores e a reconstrução detalhada do trauma RAF, mas condena a ausência de uma posição política.<sup>15</sup> Sem interpretação e sem (re)construção profunda das personagens, a produção evita a psicologização dos terroristas afastando desta forma quaisquer emoções, o que torna o filme uma mera ilustração de uma lição de história.

Todavia, o principal impacto da película no grupo-alvo que é sobretudo a nova geração, surge das imagens de ação que evocam um episódio violento e perturbador da recente história alemã. Contrariamente ao filme *A Queda* (*Der Untergang*, Hirschbiegel, 2004), esta produção não é frequentemente solicitada por professores de liceu para ilustrar as suas aulas.



Bruno Ganz: De Hitler (*A Queda*, 2004) à Herold (*O Complexo Baader-Meinhof*, 2008)

O dilema entre estética e moral persiste e o produtor, o realizador e os argumentistas estavam conscientes disso: No período pós 9/11 qualquer ato de simpatia com o terrorismo era proibitivo, mas por outro lado uma ‘docu-ficção’ sobre um grupo de ‘desperados’ foi sempre mais atraente e mediático do que um retrato de políticos racionais e sensatos. *O Complexo Baader-Meinhof* não comenta e conseqüentemente sofre de uma certa ambiguidade, embora sem as tendências apaziguadoras e nostálgicas que encontramos, por exemplo, em *Bonnie and Clyde* (Penn, 1967). Mas também não atinge o grau de frieza e distanciamento de *Badlands* (Malick, 1973) ou a sátira de Tarantino em *Natural Born Killers* (Stone, 1994).

---

15“Eventkino ohne Impetus: Bernd Eichingers Großproduktion "Der Baader-Meinhof-Komplex" besticht durch gute Darsteller und eine detailgetreue Rekonstruktion des deutschen RAF-Traumas. Doch hinter Action und Filmfinesse verbirgt sich eine Historienlektion ohne Haltung” (*Spiegel Online*, 18/09/2008).



Baader e Ensslin sem a nostalgia de *Bonnie and Clyde* (Arthur Penn, 1967)

Por mais que tenha ficado claro que Edel e Eichinger não tenham deixado a última palavra para os terroristas, mas sim trazer à tela o rastro sangrento dos seus crimes, a imprensa aponta a falta de respeito pelas vítimas. Ambos, realizador e argumentista, evitaram entrar no campo da especulação na reconstrução do caso de uma resistência falhada cujos meios inadequados (violência) provocaram reacções e regulamentos repressivos e mais controlo por parte do estado. O fracasso da RAF confirmou o fim das grandes lutas ideológicas e a ausência de alternativas concretas ao estado de direito. Neste contexto, o terrorismo reduziu-se a uma função desestabilizadora (aproveitada pelo SED na RDA) que reforçou finalmente as forças repressivas que eram o alvo principal da crítica.

Se compararmos as abordagens do *Complexo Baader-Meinhof e Alemanha em Outono*, teremos que ter em consideração os diferentes objetivos dos realizadores e, sobretudo, os trinta anos que separam estas produções com todas as implicações conceptuais e estéticas: A abordagem em *Alemanha em Outono* foi influenciada pelos conceitos do Realismo, do documentário e do envolvimento político ativo na tradição Brechtiana. Por um lado encontramos uma utilização meramente funcional da cinematografia para comunicar atitudes e visões políticas; por outro existe uma estética da ‘política de forma’ que estrutura qualquer experiência empírica. Um ponto de referência para esta abordagem são certamente os filmes rodados por Jean-Luc Godard entre 1965 e 1972. Nesta perspectiva a arte em geral e a cinematografia em particular, expressam o trabalho com as várias formas que a experiência empírica individual e colectiva pode tomar.

Obviamente, em 2008 as condições de produção e os conceitos estéticos eram outros: o objectivo não era apresentar um levantamento sobre o estado da nação, mas retratar um episódio histórico para uma geração que não viveu os acontecimentos. O reali-

zador do *Complexo Baader-Meinhof* adopta elementos do *action movie* e da estética cinematográfica recente (cortes rápidos, etc.) para atingir um público mais vasto. No entanto, o lucro nas bilheteiras alemãs ficou aquém das expectativas (ca. de 2,4 milhões de espectadores). Também a receção do filme em Portugal foi pouco entusiástica, não chegando aos três mil espetadores. A abordagem conceptual de *Alemanha em Outono* não previa grandes receitas nas bilheteiras.

### **Bibliografia**

Albers, Sophie (18/09/2008), “Der Baader Meinhof Komplex” Die RAF als Popcorn-Kino”, *Stern.de*: <http://www.stern.de/kultur/film/der-baader-meinhof-komplex-die-raf-als-popcorn-kino-639453.html>

Aust, Stefan (2008 [1985]), *Der Baader Meinhof Komplex*, 3ª edição revista, Hamburg: Hoffmann und Campe.

Baum, Gerhart (2008, atualizado 23/01/2009), “Film "Baader Meinhof Komplex" Es war kein Krieg” *Die Zeit*, nº 39: <http://www.zeit.de/2008/39/Baader-Meinhof-Film>

Borcholte, Andreas (18/09/2008), “Eichingers "Baader-Meinhof-Komplex": Die Terror-Illustrierte” *Der Spiegel online*: <http://www.spiegel.de/kultur/kino/eichingers-baader-meinhof-komplex-die-terror-illustrierte-a-578786.html>

Canby, Vincent (5/04/1978), “Deutschland im Herbst (1978), Film: 13 Directors Make 'Germany in Autumn': After the Fall”, *New York Times*.

Dargis, Manohla (20/08/2009), “The Journalist Who Exchanged Her Typewriter for a Gun”, *The New York Times*: [http://www.nytimes.com/2009/08/21/movies/21baader.html?\\_r=0](http://www.nytimes.com/2009/08/21/movies/21baader.html?_r=0)

Fassbinder, Rainer Werner (1984), *Filme befreien den Kopf*, ed. M. Töteberg, Frankfurt / M.: Fischer Taschenbuchverlag.

- (1988), *A Anarquia da Fantasia*, Rio de Janeiro: Jorge Zahar Editor.

French, Philip (16/11/2008), “The Baader Meinhof Complex”, *The Observer*: <http://www.theguardian.com/film/2008/nov/16/the-baader-meinhof-complex-review>

Hermann, Kai / Koch, Peter (s.d.), *O Caso Schleyer / A Operação Mogadíscio: Duas Grandes Reportagens da Revista Stern* (trad. TRADUZ, Lda.), Lisboa: Edições Jornal Expresso.

ID-Verlag (ed.) (1997), *Rote Armee Fraktion. Texte und Materialien zur Geschichte der RAF*, Berlin: Independent Verlagsgesellschaft. URL: <https://www.nadir.org/nadir/archiv/PolitischeStroemungen/Stadtguerilla+RAF/RAF/raf-texte+materialien.PDF>

Kurbjuweit, Dirk (2008), “Bruno Ganz im RAF-Film: Der Ex-Sympathisant”, *Spiegel Online*: <http://www.spiegel.de/kultur/kino/bruno-ganz-im-raf-film-der-ex-sympathisant-a-577016.html>

Limmer, Wolfgang (1981), *Rainer Werner Fassbinder, Filmemacher*, (Spiegel-Buch), Reinbeck: Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH.

Rodek, Hanns Georg (17/09/2008), “Der große Baader-Meinhof-Konsens”, *Die Welt*: <http://www.welt.de/kultur/article2459708/Der-grosse-Baader-Meinhof-Konsens.html>

- (23/09/2008), Interview zum RAF-Film: “Andreas Baader redete ziemlich Murks”, *Die Welt*: <http://www.welt.de/kultur/article2479112/Andreas-Baader-redete-ziemlichen-Murks.html>

Schirmacher, Frank (14/09/2008), „Der Baader-Meinhof-Komplex“ Diese Frau brauchte mich ganz, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*: <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/kino/der-baader-meinhof-komplex-diese-frau-brauchte-mich-ganz-199463.html>

Schlöndorff, Volker (homepage: <http://www.volkerschloendorff.com/>)

Tykwer, Tom (16/09/2008), „Deutschland im Herbst“: Ein Kaleidoskop der Epoche, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*: <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/deutschland-im-herbst-ein-kaleidoskop-der-epoche-1698667.html>

**Marxistische Theorie(n)? – *Kursbuch*, *Literaturmagazin* und das *lange 68***

Josch Lampe,

University of Texas at Austin

***Einleitung***<sup>1</sup>

Die 1960er und 1970er Jahre waren eine Zeit der politischen Spannungen in der Bundesrepublik Deutschland (BRD), geprägt vom Misstrauen der westdeutschen Linken gegen eine vermeintlich autoritäre und undemokratische Regierung. Viele Linksintellektuelle wählten Literaturmagazine als ihr alternatives und autarkes Diskussionsforum, da die Medienlandschaft der BRD größtenteils Regierungskontrollen unterlag, was nicht zuletzt die sogenannte *Spiegel-Affäre* aus dem Jahr 1962 verdeutlichte.<sup>2</sup> Zwei Beispiele solcher unabhängigen "Diskussionsorgane einer linken Gegenöffentlichkeit" (Fischer und Dietzel 1992, 18) sind das vom Suhrkamp Verlag im Juni 1965 erstmals publizierte *Kursbuch* und das *Literaturmagazin*, welches ab Oktober 1973 vom Rowohlt Verlag veröffentlicht wurde. Diese beiden Magazine waren intellektuelle Ausgangspunkte, in denen verschiedene marxistische Argumente entwickelt und zirkuliert wurden. Eine Gegenüberstellung beider Magazine belegt einen intellektuellen Wechsel marxistischer Debatten in Westdeutschland. Ihre Relevanz besteht darin, dass sie zwei unterschiedliche Herangehensweisen für ein Verständnis dafür liefern, was es hieß, nach dem Zweiten Weltkrieg in Westdeutschland *links-marxistisch* zu sein. Solch ideengeschichtlichen Differenzierungen sind, wie ich im Folgenden zeigen werde, von der Forschung bislang weitgehend simplifiziert oder ignoriert worden. Anders ausgedrückt liegt die heutige Bedeutung einer Analyse der beiden Magazine auch in der Dokumentation, Einordnung und Problematisierung der politischen Positionen der westdeutschen Linken innerhalb einer internationalen marxistischen Ideengeschichte.

---

<sup>1</sup>Dieser Beitrag basiert in Teilen auf den Ergebnissen meiner noch unveröffentlichten Dissertation *The Marxisms of West Germany's "1968": Remaking a Public Sphere through Literary Magazines*.

<sup>2</sup>In der *Spiegel-Affäre* verordnete der westdeutsche Verteidigungsminister Franz Josef Strauß eine illegale Durchsuchung und Beschlagnahmung in den Büros des Nachrichtenmagazins *Der Spiegel*, was für viele Linke als Unterdrückung der Pressefreiheit durch die Regierung und als Echo nationalsozialistischer Unterjochung empfunden wurde (Markovits und Gorski 1993, 46–7).

Das vierteljährlich erscheinende *Kursbuch* entsprang einem antikommunistischen, prokapitalistischen und prowestlichen politischen Klima. Für die westdeutsche Linke waren die 1950er Jahre geprägt von sich wiederholenden Wahniederlagen, schwindender politischer Unterstützung und eskalierenden internen Konflikten (Markovits und Gorski 1993, 33). Im Gegenzug dazu entstand das halbjährlich publizierte *Literaturmagazin* zu einer Zeit, in der sich die BRD-Linke in "rivalisierende politische Gruppen, Subkulturen oder Nachfolgebewegungen" auflöste (Gilcher-Holtey 2018, 114–5). Beide Magazine stehen folglich sowohl für die Entstehung (*Kursbuch*) als auch den Nachhall (*Literaturmagazin*) der westdeutschen Studentenbewegung um 1968. Sie waren breit wahrgenommene Instrumente zur Definierung und Verbreitung linken Denkens in unterschiedlichsten Genres, vor allem Essays, Kommentare und Dokumentationen diverser linker Projekte, wobei die Anzahl tatsächlich *literarischer* Veröffentlichungen eher gering war. Dem *Kursbuch* und anderen "literarischen" Magazinen der 1960er Jahre und 1970er Jahre, wie beispielsweise *Marxistische Blätter* (1963 gegründet), *Marxismus Digest* (1970 gegründet) oder *Sozialistische Zeitschrift für Kunst und Gesellschaft* (1970 gegründet), kann eine "anti-literarische" Einstellung nachgesagt werden mit dem Ziel, die westdeutsche Gesellschaft durch "soziologisch-marxistische Ideologie" zu verändern (King 1974, 62). Am *Kursbuch* und *Literaturmagazin* wird aber auch deutlich, dass diese Entwürfe einer politischen Gegenöffentlichkeit keinesfalls kohärent, sondern vielmehr unterschiedliche Auslegungen und Ansätze marxistischer Theorien waren. Diese Magazine waren konzipiert der Leserschaft anspruchsvolle und komplexe marxistische Gesellschaftsinterventionen nahezubringen und somit offen marxistische Debatten in der Bundesrepublik zu ermöglichen.

Ich werde in diesem Beitrag am Beispiel von *Kursbuch* und *Literaturmagazin* der Fragestellung nachgehen, wie versucht wurde, mit klar differenzierbaren marxistischen Positionen eine linke Gegenöffentlichkeit zur vorherrschenden Politik und Kultur der BRD aufzubauen. Dabei werde ich zuerst zwei für den Beitrag relevante Forschungsfelder problematisieren. Ich behaupte zum einen, dass der Forschungsstand zu westdeutschen Literaturmagazinen nach 1945 nicht der intellektuellen Reichweite von dem intellektuellen Ereignis "1968" gerecht wird. Zum anderen argumentiere ich, dass der vielschichtigen

marxistischen Ideengeschichte der BRD seitens der Forschung ebenfalls nur ungenügend Rechnung getragen wird.

In meiner Hauptanalyse werde ich dann anhand der Planungsphasen von *Kursbuch* und *Literaturmagazin* untersuchen, wie die Magazine auf unterschiedliche Art und Weise eine marxistisch orientierte Gegenöffentlichkeit schaffen wollten. Meine Daten hierfür basieren zunächst auf den Publikationen der beiden Herausgeber Hans Magnus Enzensberger (*Kursbuch*) und Hans Christoph Buch (*Literaturmagazin*) bevor sie die Magazine gründeten. Weiterhin werde ich in einem sich anschließenden Analyseschritt Enzensbergers und Buchs Redaktions- und Verlagskorrespondenzen vor der Erstveröffentlichung der jeweiligen Magazine auswerten. Diese Analysen verschaffen Klarheit über das intellektuelle Profil beider Herausgeber und ihre Ambitionen für *Kursbuch* und *Literaturmagazin*. Mein Fokus beschränkt sich auf die Planungsphasen, da eine Berücksichtigung der einzelnen Ausgaben den Rahmen dieses Beitrags überschreiten würde. Auf eine Dokumentation historischer Zusammenhänge, die erklären würde, wie Westdeutschlands Nachkriegsgeschichte die Herausgeber beeinflusste und ihre Magazine generierte, muss ich aus Platzgründen ebenfalls verzichten.<sup>3</sup> Dennoch beantwortet meine Untersuchung der Entwicklungsphasen beider Magazine zwei Fragen: (1) Warum sahen die Herausgeber eine Notwendigkeit für ihre Magazine? (2) Wie planten sie ihre marxistische Agenda in diesen umzusetzen?

Bevor ich meine Analyse beginne, möchte ich auf Enzensbergers eigene rückblickende Mahnung bezüglich der Geschichtsschreibung von "1968" verweisen: "Jeder Versuch, den Tumult intelligibel zu machen, endete notwendig im ideologischen Kauderwelsch. Die Erinnerung an das Jahr 1968 kann deshalb nur eine Form annehmen: die der Collage" (Enzensberger 2004 [1984], 25). Mir dieser Problematik bewusst seiend, beginne ich nun mit meiner eben erwähnten Behauptung, dass die Forschung zu westdeutschen Literaturmagazinen nach 1945 nicht der intellektuellen Reichweite der Studentenbewegung um 1968 gerecht wird.

---

<sup>3</sup>Für historische Überblicke nach 1945 mit Fokus auf die BRD siehe beispielsweise Große Kracht (2005), Koch (2018), Koenen (2001), Kraushaar (1998; 2000; 2008; 2018), Schnell (2003), Siegfried (2018) und Wesel (2002).

***Forschungsproblem 1: Wann endet "1968"?***

Die Forschung ist sich einig in der Bewertung des *Kursbuchs*. So heißt es beispielsweise, dass das Magazin "die zentrale Zeitschrift für Akteure der deutschen Achtundsechziger-Bewegung" war, welche "einen entscheidenden Beitrag zu deren Formierung und Mobilisierung" leistete (Marmulla 2007, 37). Außerdem war *Kursbuch* die "Umsetzung der Kritischen Theorie" (Albrecht 1999, 221), das "main public forum for the student movement" (Dirke 1997, 47), das "Sprachrohr einer jüngeren und oppositionelleren Generation" (Heißenbüttel 1981, 45), das "Organ der Neuen Linken in Deutschland" (King 1974, 69) und es hat die studentische Revolte "selbst begleitet, wenn nicht sogar dynamisiert" (Marmulla 2011, 118).

Im Gegensatz zum *Kursbuch* gibt es abgesehen von einem Index aller Ausgaben keine nennenswerte wissenschaftliche Arbeit zum *Literaturmagazin*.<sup>4</sup> Diese Leerstelle ist unter anderem dem Zustand geschuldet, dass die drei bekanntesten Verzeichnisse von Westdeutschlands Literaturmagazinen nach 1945—*Literarische Zeitschriften und Jahrbücher 1880–1970* (Laakmann und Tgahrt 1972), *Literarische Zeitschriften 1945–1970* (King 1974) und *Deutsche literarische Zeitschriften, 1945–1970* (Fischer und Dietzel 1992)—allesamt ihre Auflistungen im Jahr 1970 beenden. King, Laakmann und Tgahrt konnten das 1973 erstveröffentlichte *Literaturmagazin* nicht katalogisieren, da ihre Verzeichnisse deutscher Literaturmagazine selbst in den 1970er Jahren publiziert wurden. Die vierbändige Auflistung deutscher Literaturmagazine von Fischer und Dietzel wurde zwar in den 1990er Jahren veröffentlicht, jedoch verhinderten die Auswahlkriterien des Katalogs die Aufnahme des *Literaturmagazins*, da nur Magazine berücksichtigt wurden, die vor 1975 eingestellt wurden (1992, 20).

Am *Literaturmagazin* wird deutlich, dass die Zeitschriftenforschung zu deutschsprachigen Literaturmagazinen Richard Vinens Konzept vom *langen 68* ["the long 68"] weitestgehend ignoriert, welches die studentische Bewegung als ein intellektuelles Ereignis versteht, dessen Auswirkungen über die 1960er Jahre hinaus und bis in die heutige Zeit reichen. Würde beispielsweise "1968" im tatsächlichen Jahr 1968 enden, so wäre das Vermächtnis der

---

<sup>4</sup>Siegel, Adam P. 2018. *Literaturmagazin (Rowohlt): An Index*. <https://escholarship.org/uc/item/3c32v2rd> (zuletzt aufgerufen am 22. Dezember 2018).

Rebellion schlichtweg eine gescheiterte Studentenbewegung. Eine Zäsur im Herbst 1977 würde hingegen den linken Terror der *Roten Armee Fraktion* und ähnlicher Gruppierungen zum Erbe der Revolte erklären. Das *lange 68* aber dehnt seine Analyse weiter aus und betrachtet beispielsweise den Ursprung der Partei *Die Grünen* in den 1980er Jahren ebenfalls als ein Resultat der studentischen Revolutionsbestrebungen (2018, 15). Dem *langen 68* zufolge hat das Erbe der 68er folglich bis heute eine Bedeutung für die Politik und Kultur der Bundesrepublik. Durch das Verständnis des *Literaturmagazins* als einen Nachhall der Studentenbewegung und durch die Berücksichtigung der Spannungen und Kommunikation zwischen dem *Kursbuch* und *Literaturmagazin* kann mein Beitrag daher dem *langen 68* Rechnung tragen.<sup>5</sup> Neben den soeben angeführten Forschungslücken in Bezug auf die Literaturmagazine der BRD nach 1945 werde ich nun auf die bereits angedeuteten Leerstellen von Westdeutschlands ideengeschichtlicher Historiographie eingehen.

### ***Forschungsproblem 2: Gibt es "eine" deutsche Linke?***

Wie ich in diesem Beitrag zeigen werde, symbolisieren *Kursbuch* und *Literaturmagazin* unterschiedliche internationale, vielschichtige und oftmals nicht kohärente marxistische Vorhaben. Beide Magazine versuchten unterschiedliche marxistische Strömungen zu katalysieren, welche zum Zeitpunkt der jeweiligen Erstveröffentlichungen bezüglich der politischen Entwicklung Westdeutschlands versagt zu haben schienen. Eine Akzentuierung auf die Vielschichtigkeit marxistischer Ansätze ist eine Ergänzung der existierenden Forschung zur westdeutschen Ideengeschichte nach 1945. Diese beschäftigt sich weitestgehend mit bekannten Einzelpersonen und prestigeträchtigen Institutionen, anstatt der komplexen marxistischen Ideenlandschaft der BRD gerecht zu werden, welche die intellektuellen Fundamente der westdeutschen Studentenbewegung legte. Ein deutliches Beispiel für diese Tendenz ist die sogenannte Frankfurter Schule mit ihren bekannten Angehörigen Theodor W. Adorno (1903–69)

---

<sup>5</sup>Beispielsweise ist das gesamte *Literaturmagazin 4: Die Literatur nach dem Tod der Literatur. Bilanz der Politisierung* (1975) als kritisches Echo der Studentenbewegung und des *Kursbuchs* ausgelegt.

und Max Horkheimer (1895–1973), die bemerkenswert oft und allein im Mittelpunkt wissenschaftlicher Diskussionen über die marxistische Ideengeschichte der BRD stehen.<sup>6</sup>

Die weitverbreitete Annahme der Forschung, dass die westdeutsche Studentenbewegung ein nahezu alleiniges Resultat der Arbeit der Frankfurter Schule sei, simplifiziert zu Unrecht die komplexen marxistischen Debatten und ignoriert eine Vielzahl marxistischer Stimmen und deren Kritik gegen die bundesdeutsche Politik und Kultur. Mit anderen Worten: ein Großteil der bisherigen Wissenschaft reduziert vielschichtige und uneinheitliche marxistische Debatten auf *eine* einheitliche Bewegung, basierend auf *einem* theoretischen Kanon—dem der Frankfurter Schule. Gegenläufige Modelle sind selten. Müller beispielsweise unterscheidet vier verschiedene intellektuelle Gruppierungen um 1968: erstens den surrealistischen Flügel der *Neuen Linken*; zweitens die demokratisch-sozialistische Marburger Schule um Wolfgang Abendroth (1906–85); drittens die von Johannes Agnoli (1925–2003) beeinflusste antiparlamentarische Bewegung und schließlich viertens antiautoritäre Formationen, zu deren prominenter Anhängerschaft unter anderem Hans-Jürgen Krahl (1943–70) und Rudi Dutschke (1940–79) zählen (2003, 122–32).<sup>7</sup> Eine zweite und gänzlich unterschiedliche Differenzierung des linken Spektrums um 1968 stammt von Kraushaar, der zwischen autoritären und antiautoritären Maximalisten einerseits sowie dogmatisch-rückwärtsgewandten und autonom-gegenwartsbezogenen Revolutionsverfechtern andererseits unterscheidet (2018, 40). Mein Ziel in diesem Beitrag ist es nicht diese Unterscheidungen auf ihren Gehalt zu untersuchen; ich belasse es bei der Unterstreichung meines Arguments, dass die Reduzierung marxistischer Ideengeschichte um 1968 auf die Frankfurter Schule dem Spektrum der intellektuellen Debatten nicht gerecht wird. Mein Beitrag ist daher eine Ergänzung zu dem von Müller erkannten Problem, dass die komplexe Bandbreite politischer Ideengeschichte um 1968 größtenteils von der Forschung ignoriert wird (2003, 117).

Darüber hinaus vernachlässigt eine historische Fokussierung auf die Frankfurter Schule die Vielzahl ideengeschichtlicher Kritik von anderen Marxisten an der theoretischen Auslegung

---

<sup>6</sup>Beispiele für diese Einseitigkeit sind unter anderem Behrmann (1999, 333), Cornils (2016, 50), Frei (2008, 93), Kraushaar (2008, 262), Mohr (2008, 42), Nusser (1978, 49) oder Schnell (2003, 237).

<sup>7</sup>Für Analysen zur *Neuen Linken* siehe beispielsweise Flacks (1998), Gilcher-Holtz (1998), Hooper (1999), Mewes (1973), Wainwright (1999) oder Weiss (1969).

der Schule. Kritik am Marxismus der Frankfurter Schule gab es bereits vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs. Karl Korsch (1886–1961) beispielsweise bemängelte schon 1938, dass "die Leute vom IfSF. [Institut für Sozialforschung Frankfurt] denk[en], weil sie bloß feig und egoistisch und beschränkt, und nicht offene Konterrevolutionäre sind, daß sie wer weiß wie revolutionär und kämpferisch wären" (2001 [1938], 684). Kritik am marxistisch-revolutionären Potenzial der Frankfurter Schule kam auch von Georg Lukács (1885–1971):

Ein beträchtlicher Teil der führenden deutschen Intelligenz, darunter auch Adorno, hat das "Grand Hotel Abgrund" bezogen, ein . . . "schönes, mit allem Komfort ausgestattetes Hotel am Rande des Abgrunds, des Nichts, der Sinnlosigkeit. Und der tägliche Anblick des Abgrunds, zwischen behaglich genossenen Mahlzeiten oder Kunstproduktionen, kann die Freude an diesem raffinierten Komfort nur erhöhen". (1984 [1962], 16)

Ähnlich wie Lukács lehnt auch Johannes Agnoli den scholastischen "Seminar marxismus" der Frankfurter Schule ab und argumentiert, dass es falsch sei, "die vielfältigen theoretischen Positionen der Revolte mit denen der Frankfurter Schule zu identifizieren" (1998, 254). Douglas Kellner geht sogar noch einen Schritt weiter und behauptet, dass Adorno und Horkheimer nach 1945 ihre marxistischen Ansichten gänzlich verwarfen (1975, 144–7).

Die soeben aufgelisteten theoretischen Antipathien bekannter Marxisten verdeutlichen, dass die Frankfurter Schule, wenn überhaupt, nur eine von mehreren marxistischen Strömungen war. Dennoch ist die Forschung durch den einseitigen Fokus auf die Frankfurter Schule sowie die Bagatellisierung abweichender marxistischer Auslegungen geprägt (Slobodian 2012, 233). Im Gegensatz zu dieser einseitigen Tendenz analysiert mein Beitrag, wie zwei verschiedene marxistisch inspirierte Projekte versuchten einen kritischen Marxismus zu konzipieren, benutzen, verbreiten und zu transformieren. Anders ausgedrückt: es ist mein Ziel, der ideengeschichtlichen Vereinfachung marxistischer Debatten um 1968 etwas entgegenzuwirken.

Im Folgenden werde ich die Voraussetzungen für *Kursbuch* und *Literaturmagazin* anhand der intellektuellen Profile beider Herausgeber untersuchen, beginnend mit einer Auswahl von Publikationen des *Kursbuch*-Gründers Hans Magnus Enzensberger. Eine Analyse der intellektuellen Biographien beider Herausgeber verschafft nicht nur Klarheit über deren geistigen Hintergrund, sondern auch über ihre Reputation und Zielsetzung für die Magazine.

***Enzensbergers Weg zum "Kursbuch":***

Hans Magnus Enzensberger wurde 1929 in Kaufbeuren geboren.<sup>8</sup> Er wuchs in Nürnberg auf, einer ideologischen Hochburg des Dritten Reichs, wo sein Nachbar niemand sonst als der Nazi-Publizist Julius Streicher (1885–1946) war (Enzensberger 2018). Nach dem Zweiten Weltkrieg war der spätere *Kursbuch*-Gründer ein Kind der Nachkriegsmöglichkeiten: er studierte in Freiburg, Hamburg, Paris und Erlangen, wo er 1955 mit einer Dissertation über den romantischen Dichter Clemens Brentano (1778–1842) unter der Leitung von Wolfgang Baumgart (1910–2000) und Heinz-Otto Burger (1903–94) promovierte. Zusätzlich zu seinem literarischen Hintergrund war Enzensberger in studentischen Theaterproduktionen involviert und arbeitete als Hörfunkredakteur für den Süddeutschen Rundfunk zusammen mit dem bekannten Schriftsteller Alfred Andersch (1914–80), was ihm "einen enormen Akkumulationsschub sowohl sozialen und kulturellen als auch ökonomischen Kapitals" ermöglichte (Marmulla 2011, 27). In der Folge wurde Enzensberger schnell Mitglied der westdeutschen literarischen Intelligenzija. Diese Zugehörigkeit war, wie ich im Weiteren zeigen werde, eines von drei Kernmerkmalen seines Schaffens, die wichtig für das Verständnis von Enzensbergers Weg zum *Kursbuch* sind.

Zum einen gehörte der spätere *Kursbuch*-Gründer der westdeutschen literarischen Intelligenzija an, zum anderen richtete er sich aber auch anhaltend gegen sie. Beispielsweise nahm er an den prestigeträchtigen Treffen der Gruppe 47 teil, welche zur damaligen Zeit wie keine andere Vereinigung den etablierten Literaturbetrieb der BRD repräsentierte. Dennoch war Enzensberger stets in der Rolle des "Außenseiters" (Melin 2000, 251). Seine Doppelposition gleichzeitig gegen das Etablierte und dennoch ein Teil davon zu sein spiegelt sich in Enzensbergers ersten drei Gedichtbänden wider: *Verteidigung der Wölfe* (1957), *Landessprache* (1960) und *Blindenschrift* (1964). Bezugnehmend auf Enzensbergers gesellschaftliche Position beschrieb Andersch ihn bereits 1958 als den einzigen *angry young man* der Bundesrepublik (Marmulla 2011, 32). Diese Betitelung drückte "die Hoffnung auf eine moderne junge Literatur in Deutschland" aus, "die zum internationalen Niveau aufschließen kann" (Kampmann 2010,

---

<sup>8</sup>Sofern nicht anders angegeben sind die folgenden biographischen Angaben über Enzensbergers Schaffen vor dem *Kursbuch* inspiriert von Melins (2000) bündiger Synopsis. Für weitere Übersichten über sein Leben und intellektuelles Werk siehe beispielsweise Arnold (2010), Grimm (1984), Lau (1999), Marmulla (2007; 2011; 2013), Melin (2003), Petersdorff (2010), Rim (2000), Schmidt (1993) und Wieland (1999).

116). Enzensberger hatte folglich eine doppelte Position innerhalb der westdeutschen literarischen Intelligenzija: die des hoffnungsvollen *angry young man* und die der etablierten Persönlichkeit des öffentlichen Lebens. Letzteres wurde nicht zuletzt durch die Teilnahme an den Treffen der Gruppe 47, die Verleihung des prestigeträchtigen Georg-Büchner-Preises im Jahr 1963, die Gastprofessur für Poesie an der Goethe-Universität Frankfurt am Main (1964–5) oder seine Position als Lektor im bekannten Suhrkamp Verlag unterstrichen.

Das zweite Kernmerkmal von Enzensbergers Arbeit vor dem *Kursbuch* war sein Bemühen über die intellektuellen Grenzen der Bundesrepublik hinauszublicken. Viele Übersetzungen und Reisen schufen die Grundlage für seine internationale Bekanntheit, vor allem in Großbritannien, den USA und Skandinavien (Melin 2000, 252). Diese globale Orientierung zeigt sich in dem von Enzensberger herausgegebenen Sammelband *Museum der modernen Poesie* (1960), welcher eine Wiederbelebung deutscher Literatur durch weltweite Beiträge zum Ziel hatte und Enzensberger somit zu einem "Vermittler internationaler Literatur und Perspektiven" (251) machte. Diese Zielsetzung gleicht der des *Kursbuchs*, worauf ich später noch einmal eingehen werde.

Als drittes Kernmerkmal ist hervorzuheben, dass Enzensberger sich nicht nur auf Literatur allein der Literatur zuliebe beschränkte. Seine beiden Essaysammlungen *Einzelheiten* (1962) und *Politik und Verbrechen* (1964) kritisierten beispielsweise Medienlandschaften oder fehlerhafte Justizsysteme weltweit und mehrere Aufsätze, vor allem in den 1960er Jahren, thematisierten zeitgenössische linke Theorien von unter anderem Hannah Arendt (1906–75), Jürgen Habermas (1929–) und Herbert Marcuse (1898–1979) (ibid.). Vor allem der Essay "Bewußtseins-Industrie" (1962), welcher in *Einzelheiten* veröffentlicht wurde, gilt als "Grundidee, ohne die dieses Projekt [*Kursbuch*] nicht verstanden werden kann" (Marmulla 2013, 20). Wie am Namen bereits deutlich wird, baut Enzensbergers Essay auf der Theorie der *Kulturindustrie* auf, welche von Adorno und Horkheimer in deren Werk *Dialektik der Aufklärung* (1947) entwickelt wurde. Die beiden Mitglieder der Frankfurter Schule argumentierten in ihren Ausführungen, dass Popkultur die Menschen manipuliert und ausbeutet. Adorno und Horkheimer nannten diese Manipulation *Kulturindustrie*, welche die Menschen

abstumpft und ablenkt, sie in kommerzielle Objekte transformiert, dadurch stupide Konformität und sozialen Druck erzeugt und schließlich durch den Zwang der Konformität das Potenzial totalitärer Herrschaft ermöglicht (Horkheimer und Adorno 2006 [1944]).

Während die von Adorno und Horkheimer beschriebene Theorie der *Kulturindustrie* in auswegloser Apathie und Ohnmacht endet, verfolgt Enzensbergers *Bewußtseins-Industrie* das Ziel, den Manipulationsapparat durch aktive Beteiligung am selbigen zu überwinden: "Es handelt sich nicht darum, die Bewußtseins-Industrie ohnmächtig zu verwerfen, sondern darum, sich auf ihr gefährliches Spiel einzulassen" (1962, 17). Enzensberger gibt auch an, wem diese Aufgabe der gesellschaftlichen Transformation zukommt:

Die rapide Entwicklung der Bewußtseins-Industrie, ihr Aufstieg zu einer Schlüsselinstanz der modernen Gesellschaft, verändert die soziale Rolle des Intellektuellen. Er sieht sich neuen Gefahren und neuen Möglichkeiten ausgesetzt. . . . Freiwillig oder unfreiwillig, bewußt oder unbewußt, wird er zum Komplizen einer Industrie, deren Los von ihm abhängt wie er von dem ihren, und deren heutiger Auftrag, die Zementierung der etablierten Herrschaft, mit dem seinen unvereinbar ist. (ibid.)

Der Essay "Bewußtseins-Industrie" verdeutlicht das Ziel des *Kursbuchs*: Enzensberger wollte sein Magazin dazu nutzen die *Bewußtseins-Industrie* zu unterwandern. *Kursbuch* sollte "ein emanzipatorisches Programm zur Bewusstmachung und Überwindung der Manipulation" und "eine Dialektik von Anpassung und Subversion mit dem unbedingten Ziel der Gesellschaftskritik" sein (Marmulla 2013, 20). Als eine evolutionäre Weiterentwicklung von traditionell-marxistischen Taktiken des Bewusstseinskreierens war *Kursbuch* der Apparat für diejenigen Intellektuellen, die sich—wie von Enzensberger gefordert—auf das Spiel der *Bewußtseins-Industrie* einlassen wollten (ibid.).

Zusätzlich zur Demontage der *Bewußtseins-Industrie* des Kapitals ist eine zweite Entwicklung aus Enzensbergers intellektuellem Schaffen ausschlaggebend für seinen Weg zum *Kursbuch*. Anfang der 1960er war er an den Planungen des Literaturmagazins *Revue Internationale* beteiligt. Die Projektidee des Magazins resultierte aus Protesten von internationalen Linksintellektuellen gegen den Algerienkrieg und es sollte alle zwei bis drei Monate in Italien, Frankreich und Deutschland mit gleichem Inhalt in der jeweiligen Landessprache erscheinen (17). Dem Magazin unterlagen vier Grundprinzipien. Erstens: die *Revue Internationale* sollte sich als internationale Kollektivarbeit verstehen; zweitens: das

Projekt sollte seinen Schwerpunkt auf Gesellschaftskritik legen; drittens: Literatur sollte der Wahrheitssuche dienen und nicht ausschließlich Literatur zuliebe der Literatur sein und viertens: wurde somit all das ausgeschlossen, was nicht unmittelbar der Gesellschaftskritik und Wahrheitssuche nützlich sei (Marmulla 2007, 39). Weitere deutsche Beteiligte neben Enzensberger waren Günter Grass, Helmut Heißenbüttel, Ingeborg Bachmann, Martin Walser, Uwe Johnson und Walter Boehlich (ibid.).

Die *Revue Internationale* wurde aufgrund von Streitigkeiten mit den Verlagshäusern und interner Konflikte der Redaktion niemals fertiggestellt, aber Enzensberger hatte das Glück, dass der seit 1959 den Suhrkamp Verlag leitende Siegfried Unseld (1924–2002) ein neues Magazin plante (ibid.). Nachdem Walser und Johnson es ablehnten ein solches herauszugeben (Michalzik 2002, 150) hatte nun Enzensberger die Möglichkeit, die Idee der *Revue Internationale* zumindest für ein deutschsprachiges Publikum umzusetzen: ein Magazin, welches eine zeitgenössische und international orientierte Gesellschaftskritik an globalen Problemen formuliert und somit eine "transnationale literarisch-politische Öffentlichkeit" etabliert (Marmulla 2007, 37–41). Wie diese Ideen in die Planung des Magazins einfließen, werde ich im Folgenden untersuchen.

### ***Planung der ersten "Kursbuch"-Ausgaben***

Enzensbergers Vision für das *Kursbuch* war "ein Forum für eine Öffentlichkeit zu etablieren, die . . . sich als Gegenöffentlichkeit zu einer dominierenden manipulierten Öffentlichkeit und der herrschenden veröffentlichten Meinung verstand" (Marmulla 2011, 13). Die Herausgeberkorrespondenzen des *Kursbuchs* vor und während der Erstveröffentlichung im Juni 1965 zeigen, wie sich Enzensbergers intellektueller Werdegang und seine Ambitionen in der Planungsphase des Magazins widerspiegeln. Ich möchte dies im Folgenden anhand von Enzensbergers zweischneidigem Verhältnis zur westdeutschen literarischen Intelligenzija, seiner internationalen Perspektive und seinem dialektischen Verständnis von literarischer Praxis und gesellschaftlicher Theorie als Vehikel für die Erzeugung eines kritischen Bewusstseins

exemplifizieren.<sup>9</sup> Mein Anliegen ist es zu zeigen, wie Enzensberger versucht hat seine intellektuellen Ziele im *Kursbuch* umzusetzen.

Wie bereits erwähnt, symbolisierte Enzensberger, der *angry young man*, eine Neuausrichtung deutschsprachiger Literatur. In der Planungsphase des *Kursbuchs* wird dies deutlich. In einem Brief vom Juli 1964 an Karl Markus Michel (1929–2000), der damals Lektor im Suhrkamp Verlag und als *Kursbuch*-Mitbegründer ab 1965 dessen Chefredakteur war, definiert Enzensberger seinen Anspruch für das Magazin wie folgt:

die zeitschrift sollte durch die weigerung charakterisiert sein, geronnene gesten, tonfälle, haltungen zu akzeptieren, wie sie in den etablierten gattungen zum vorschein kommen . . . man sollte im kursbuch nicht nur etwas anderes, sondern vor allem anders schreiben, sich von der reproduktion solcher gewohnheiten befreien, denen die philosophische raison d'être meist längst abhandengekommen ist.<sup>10</sup>

Enzensbergers Brief verdeutlicht sein Vorhaben eine Gegenöffentlichkeit zu etablieren. Es wird erkennbar, dass er die Rolle des Schriftstellers, die Funktion der Literatur und das Mandat des Intellektuellen im *Kursbuch* neu definieren wollte (Marmulla 2011, 10). Diese Neuorientierung verlangt Enzensberger zufolge sowohl inhaltliche als auch formale Veränderungen im Vergleich zu bisherigen Diskussionsplattformen. Anstatt das Alte zu reproduzieren soll sich im *Kursbuch* davon befreit werden. Das wichtigste Mittel für diese Emanzipation ist dabei entschiedene Gesellschaftskritik, wie Michel in einem Antwortschreiben verdeutlicht:

Andererseits scheint mir Benjamins Forderung . . . "dem kritischen Wort seine Gewalt zurückzugewinnen", eher dringender geworden zu sein. Zwar sollte die Schwelle, zu deren Hüter Benjamin die Kritik bestellt, vor dem *Kursbuch* liegen, nicht in ihm. Da *Kursbuch* aber nicht ein Allerheiligstes sein soll, viel eher selbst ein Kritikon (wenn auch ohne lähmende Fixierung auf das Andere, Eingeschliffene), kann man wohl kaum eine explizit geübte literarische Kritik strikt ausschließen: ich wünschte sie mir compulsive; nicht Anwendung von Prinzipien auf Gegenstände, sondern Suche nach Kriterien am Gegenstand. Doch auch dafür müßten neue Formen, eigene Wege ermittelt werden.<sup>11</sup>

<sup>9</sup>Sofern nicht anders vermerkt sind alle in diesem Beitrag verwendeten Korrespondenzen den Handschriftenbeständen des Deutschen Literaturarchivs Marbach entnommen. Rechtschreibfehler in den Korrespondenzen wurden unverändert und unkommentiert übernommen.

<sup>10</sup>Deutsches Literaturarchiv Marbach, Bestandssignatur SUA:Suhrkamp, Brief von Hans Magnus Enzensberger an Karl Markus Michel vom 07.07.1964.

<sup>11</sup>Deutsches Literaturarchiv Marbach, Bestandssignatur SUA:Suhrkamp, Brief von Karl Markus Michel an Hans Magnus Enzensberger vom 20.07.1964.

Den beiden *Kursbuch*-Gründern schwebt folglich ein Forum vor, in dem undogmatisch und in neuen Formaten Gesellschaftskritik formuliert und somit eine linke Gegenöffentlichkeit als Alternative zu den bestehenden Machtverhältnissen etabliert werden kann:

Konkreter gesagt: ich wünschte mir, daß man im *Kursbuch*, wenn man in fünfzig oder hundert Jahren darin blättert, nicht nur gute Gedichte und interessante Dokumente finden wird, sondern auch Versuche, eine sich in abenteuerlicher Weise verändernde Welt im Bewußtsein zu erfassen, zu begreifen.<sup>12</sup>

Neben der Kritik des Bestehenden erwähnte ich bereits, dass die Bemühung um eine globale Perspektive ein zweites Kernmerkmal von Enzensbergers Arbeit ist. Dies spiegelt sich auch in den Diskussionen über die Beitragsauswahl des *Kursbuchs* wider. Sie belegen, dass Enzensberger kein Magazin für deutschsprachige sondern internationale Literatur machen wollte: "den finnen und den polen möchte ich sogleich publizieren, das heft bekommt sonst ein zu großes Übergewicht auf der Seite der deutschen Autoren. sichtbar machen, von Anfang an, daß wir keine Zeitschrift für national-Literatur sind."<sup>13</sup> Ganz im Gegenteil dazu wollte Enzensberger das *Kursbuch* in die Opposition zur deutschsprachigen Literatur stellen, da "eine Zeitschrift wie die unsere nicht mit den deutschen Belletristen, sondern gegen sie gemacht werden muß."<sup>14</sup> Diese antagonistische Haltung verdeutlicht nicht nur die Ablehnung des deutschen Literaturbetriebs, sondern auch das Vorhaben international und über die Grenzen der Bundesrepublik hinaus zu denken und gleichzeitig internationale Diskussionen nach Deutschland zu bringen.

Enzensberger und Michel waren stets bemüht Themen aufzugreifen, die in Deutschland ihrer Meinung nach zu Unrecht vernachlässigt wurden, wie der folgende Brief von Michel verdeutlicht, in dem er eine kritische Behandlung strukturalistischer Gesellschaftstheorie im *Kursbuch* befürwortet: "Ein anderer Vorschlag für ein Dossier, vielleicht auch für einen theoretischen Aufsatz: Strukturalismus. . . . In Deutschland ist 'Strukturalismus' bis heute noch ein leerer Begriff. Da gibt es viel nachzuholen."<sup>15</sup>

---

12Ibid.

13Deutsches Literaturarchiv Marbach, Bestandssignatur SUA:Suhrkamp, Brief von Hans Magnus Enzensberger an Karl Markus Michel vom 17.02.1965.

14Deutsches Literaturarchiv Marbach, Bestandssignatur SUA:Suhrkamp, Brief von Hans Magnus Enzensberger an Karl Markus Michel vom 19./20.09.1965.

15Deutsches Literaturarchiv Marbach, Bestandssignatur SUA:Suhrkamp, Brief von Karl Markus Michel an Hans Magnus Enzensberger vom 14.10.1964.

Die Wichtung von internationaler und expliziter Gesellschaftstheorie hatte einen starken Einfluss auf die Bewertung von Literatur im *Kursbuch*. Die Einstellung der Herausgeber zur gesellschaftlichen Rolle der Literatur veränderte sich im Verlauf der Studentenbewegung. Während Enzensberger in der Planungsphase des Magazins der Literatur noch eine soziale Funktion zusprach, stellte er diese nur wenige Jahre später im *Kursbuch* 15 (1968) gänzlich in Frage.<sup>16</sup> Dennoch wollten Enzensberger und Michel zunächst ihre Kritik zwar gegen die westdeutsche Literaturszene, jedoch nicht gegen Literatur *per se* richten. In der Planungsphase sollte *Kursbuch* ein kritisches und politisches Literaturmagazin sein. In einem Brief an Michel vom September 1965 erläutert Enzensberger seine Überzeugung, dass Theorie und Soziologie ohne Literatur unfähig seien, die vorhandenen Herrschaftsverhältnisse zu erklären: "theoretisch, mit soziologischem 'rüstzeug', ist, glaube ich, der frage, wer uns regiert, überhaupt nicht beizukommen. die theorie sagt nur, und dies seit gut hundert jahren, was uns regiert: nicht wer dieses was leibhaftig darstellt."<sup>17</sup> Um ein kritisches Bewusstsein für marxistische Kritik an Herrschaftsverhältnissen zu begründen und die Manipulation der *Bewußtseins-Industrie* zu überwinden versteht Enzensberger Literatur daher als eine notwendige Ergänzung zur Gesellschaftstheorie für das Kreieren eines kritischen Bewusstseins. Die Aufdeckung und Einbeziehung gesellschaftlicher Gesinnungstendenzen sollte im *Kursbuch* folglich ebenfalls eine wichtige Rolle spielen: ". . . dazu brächte ich gerne noch etwa fünf seiten mit deutschen leserbriefen zu dem problem des heftes, hauptsächlich aus dem spiegel. . . ich meine doch, man sollte den status quo des allgemeinen bewußtseins zeigen."<sup>18</sup>

Der stetige Fokus auf den gesellschaftlichen *Status quo* verdeutlicht ein weiteres wichtiges Prinzip des *Kursbuchs*: die Themenauswahl des Magazins sollte immer nah am Zeitgeschehen sein. Für Michel stand daher fest, dass das Magazin "weniger eine Zeitschrift als

---

16In dem Essay "Gemeinplätze, die Neueste Literatur betreffend" aus dem *Kursbuch* 15 vertrat Enzensberger die These vom sogenannten *Tod der Literatur* wie folgt: "Eine revolutionäre Literatur existiert nicht . . . Für literarische Kunstwerke läßt sich eine wesentliche gesellschaftliche Funktion in unserer Lage nicht angeben" (1968, 195).

17Deutsches Literaturarchiv Marbach, Bestandssignatur SUA:Suhrkamp, Brief von Hans Magnus Enzensberger an Karl Markus Michel vom 19./20.09.1965.

18Deutsches Literaturarchiv Marbach, Bestandssignatur SUA:Suhrkamp, Brief von Hans Magnus Enzensberger an Karl Markus Michel vom 12.03.1965.

eine Serie von Sonderheften ist, die jeweils einem speziellen Thema gewidmet sind. Und die Themen drängen sich uns mehr oder weniger auf."<sup>19</sup>

Festzuhalten ist, dass Enzensberger und Michel sich zur Planungsphase des *Kursbuchs* in einem intellektuellen und historischen Moment positionierten: nah an globalen Ereignissen und intellektuellen Debatten und oppositionell gegen den deutschsprachigen Literaturbetrieb und alles, was sie als dominante und manipulierte Öffentlichkeit verstanden. Das *Kursbuch* sollte seine Botschaften durch eine Kombination aus verschiedenen Textgenres senden, wie beispielsweise politisch engagierte Literatur, philosophische Texte und gesellschaftskritische Theorien. Die Themen waren dabei marxistisch, international und zeitgenössisch ausgerichtet. Ziel war kein Amüsement, sondern das Erwecken eines kritischen Bewusstseins bei der Leserschaft. Enzensbergers literarischer Hintergrund, seine gesellschaftskritische Neigung, sein internationales Netzwerk und sein globaler Ruf bedingten die Färbung des *Kursbuchs* und seinen Einfluss auf die deutsche Studentenbewegung: kritisch, zeitgenössisch, international. Das *Literaturmagazin* hingegen, maßgeblich geprägt von seinem ersten Herausgeber Hans Christoph Buch, hatte eine gänzlich andere Entstehungsgeschichte.

### ***Buchs Weg zum "Literaturmagazin":***

Hans Christoph Buch wurde 1944 in Wetzlar geboren und verbrachte seine Kindheit in Wiesbaden, Marseille und Kopenhagen. Er studierte Germanistik und Slawistik in Berlin und war 1967–68 Stipendiat des *International Writing Programs* an der University of Iowa. 1972 promovierte er an der Technischen Universität Berlin unter der Leitung von Walter Höllerer (1922–2003), einem Mitglied der Gruppe 47 und Gründer der einflussreichen Literaturmagazine *Akzente* (1954) und *Sprache im technischen Zeitalter* (1961).<sup>20</sup> Vor der Erstausgabe des *Literaturmagazins* im Jahr 1973 veröffentlichte Buch die drei Monographien *Unerhörte Begebenheiten: Sechs Geschichten* (1966), *Kritische Wälder: Essays, Kritiken, Glossen* (1972) und seine Dissertation *Ut Pictura Poesis: Die Beschreibungsliteratur und ihre Kritiker von*

---

<sup>19</sup>Deutsches Literaturarchiv Marbach, Bestandssignatur SUA:Suhrkamp, Brief von Karl Markus Michel an Friedrich Ege vom 13.01.1968.

<sup>20</sup>Buchs Lebenslauf, Veröffentlichungen und Projekte sind auf seiner Webseite unter <http://www.hans-christoph-buch.de> aufgelistet (zuletzt aufgerufen am 26. Dezember 2018).

*Lessing bis Lukács* (1972).<sup>21</sup> Außerdem gab Buch vor dem *Literaturmagazin* die zwei Anthologien *Parteilichkeit der Literatur oder Parteiliteratur?: Materialien zu einer undogmatischen marxistischen Ästhetik* (1972) und *Lu Hsün: Der Einsturz der Lei-Feng-Pagode: Essays über Literatur und Revolution in China* (1973) heraus.

Bevor ich einzelne Veröffentlichungen genauer untersuche, werde ich auf eine noch frühere Publikation eingehen, die Aufschluss über Buchs Position als Zeuge und Teilnehmer der westdeutschen Studentenbewegung um 1968 gibt. In dem 1967 erstveröffentlichten Essay "Der 18. Brumaire des Hans-Joachim Lieber" argumentiert Buch, dass die studentischen Revolutionsversuche aus drei Gründen scheitern müssen: erstens würden die Studierenden eine Revolution nur nachahmen; zweitens würden sie lediglich auf gegenrevolutionäre Kräfte *reagieren* anstatt revolutionär selbst zu *agieren* und drittens würde ihre Position als revolutionäres Subjekt im Widerspruch zu ihrer sozialen Stellung im westlichen Kapitalismus stehen. Ich werde diese drei Behauptungen im Folgenden spezifizieren.

Buchs Essaytitel geht auf den Aufsatz "Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte" (1852) zurück, in dem Karl Marx (1818–83) die Machtergreifung des späteren französischen Kaisers Napoleon III. (1808–73) im Jahr 1851 analysiert.<sup>22</sup> Bezugnehmend auf den deutschen Philosophen Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770–1831) und den Onkel von Napoleon III., Napoleon Bonaparte (1769–1821), der durch seine Machtergreifung im Jahr 1799 das Ende der Französischen Revolution einleitete, vermerkt Marx: "Hegel bemerkt irgendwo, daß alle großen weltgeschichtlichen Tatsachen und Personen sich sozusagen zweimal ereignen. Er hat vergessen hinzuzufügen: das eine Mal als Tragödie, das andere Mal als Farce." (Marx 1960 [1852], 115). Aufbauend auf die Idee, dass sich weltgeschichtliche Tatsachen wiederholen, fügt Buch hinzu: "Heute müssen wir Marx korrigieren: sie [weltgeschichtliche Tatsachen] ereignen sich nicht bloß zweimal, sondern wenigstens dreimal . . . Auf die Tragödie folgt die Farce, auf die Farce die

---

21Der Titel *Kritische Wälder* geht auf den ersten Essayband des deutschen Philosophen Johann Gottfried Herder (1744–1803) zurück: *Kritische Wälder. Oder Betrachtungen die Wissenschaft und Kunst des Schönen betreffend* (1769). Der lateinische Ausdruck "ut pictura poesis" wird dem römischen Dichter Horaz (65–8 v. Chr.) zugeschrieben. "Ut pictura poesis" verweist auf die Ähnlichkeiten zwischen Gedichten und Bildern, was die Vielfalt der Poesie und Bedeutung des Leseaktes unterstreicht. Siehe Adams und Searle (2005, 78–9) für zusätzliche Erläuterungen und weitere Literaturempfehlungen.

22Siehe beispielsweise Doyle (2002) für einen historischen Überblick über die Französische Revolution und Margadant (1979) für eine Analyse der Machtergreifung durch Napoleon III. im Jahr 1851.

Operette oder, je nachdem, das Happening" (1968 [1967], 133). Diese Fortsetzung von Marx' Idee führt Buch zu seiner ersten Behauptung, dass im Gegensatz zu den Befreiungskriegen in der sogenannten Dritten Welt die studentische "Revolution" der Bundesrepublik nicht revolutionär, sondern lediglich die Karikatur einer Revolution sei:

Während dort [Befreiungskriege in der sogenannten Dritten Welt] Bomben fallen, wird hier mit Pudding geworfen, während dort Handgranaten fliegen, fliegen hier faule Eier, während dort Blut fließt, fließt hier rote Farbe, während dort geschossen wird, werden hier Reden gehalten. Hier geht es um Mensazuschüsse und Zwangsexmatrikulation, dort um nationale Souveränität und soziale Revolution; . . . während dort eine Revolution stattfindet, wird hier eine Urabstimmung veranstaltet; während dort über das Schicksal von Millionen entschieden wird, findet hier ein "sit-in" statt und ein Rektor erleidet einen Herzinfarkt. (135)

Neben der Behauptung, die studentischen Proteste seien nur die Karikatur einer Revolution liegt im Titel von Buchs Essay seine zweite Begründung dafür, warum Westdeutschlands "1968" nicht revolutionär sein könne: Buch tauscht den Namen Bonapartes aus Marx' Essay mit dem Hans-Joachim Liebers (1923–2012) aus, welcher der Rektor der Freien Universität Berlin von 1965 bis 1972 war. Buch behauptet, dass, wie parallel auch zu Zeiten von Bonapartes Machtergreifung 1799, nicht von revolutionären Taten seitens der Studierenden gesprochen werden kann, sondern nur von Reaktionen auf gegenrevolutionäre Maßnahmen seitens Liebers und der Universitätsadministration (134). Dadurch, so Buch, seien die studentischen Aktionen nicht revolutionär.

Als Drittes behauptet Buch, dass die Studierenden zwar die historische Rolle des revolutionierenden Subjekts, die Marx einst dem Proletariat zuschrieb, übernommen hätten (134–5), sie aber dennoch einer fundamentalen Hürde ausgesetzt seien, die sie daran hindere, eine tatsächliche revolutionäre Kraft zu werden. Trotz der offenen Ablehnung des Kapitalismus, so Buch, würden die Studierenden nach wie vor von selbigem profitieren ("noch in der äußersten Negation sind wir Nutznießer der Privilegien, die jene abschaffen wollen, auf deren Blut und Schweiß sie gebaut sind" [136]). Für Buch ist es diese Subjektposition, die, neben der Karikaturenhaftigkeit des Protests und dem Nichtvorhandensein revolutionären Handelns, eine wirkliche studentische Revolution in der BRD verhindere.

Buch, der beim Erscheinen des soeben diskutierten Essays gerade einmal Anfang zwanzig war, erkennt einen unauflöselichen Widerspruch der Studentenbewegung, den viele seiner eifrigen zeitgenössischen Nächsten übersahen: nur weil das Proletariat nicht mehr in der

gesellschaftstransformierenden Rolle ist, die ihm einst von Marx zugesprochen wurde, werden die Studierenden nicht gleichbedeutend und sofort zum revolutionären Subjekt erhoben, ohne dass die historischen Bedingungen für eine Revolution gegeben sind.<sup>23</sup> Folglich ist festzuhalten, dass Buch bereits vor dem eigentlichen Jahr 1968, dem Höhepunkt der internationalen Studentenbewegung, erkannte, dass eine wesentliche Komponente in der revolutionären Agenda der westdeutschen Linken fehlte. Ich beginne nun mit Buchs Arbeit aus den frühen 1970ern, unmittelbar vor dem *Literaturmagazin*, welche ich als den Versuch interpretiere, diese Leerstellen der 68er Bewegung zu füllen.

Selbst eine kurze Untersuchung von Buchs Essaysammlung *Kritische Wälder* (1972) und des von ihm herausgebrachten Sammelbandes *Parteilichkeit der Literatur oder Parteiliteratur?: Materialien zu einer undogmatischen marxistischen Ästhetik* (1972) zeigt deutlich, inwiefern sich Buchs Auslegung marxistischer Kritik Anfang der 1970er Jahre von anderen zeitgenössischen marxistischen Interpretationen unterscheidet—vor allem von denen der Frankfurter Schule, von Enzensberger und dem *Kursbuch*, von der französischen Gesellschaftstheorie des *Strukturalismus*, von dogmatisch-marxistischen Ansätzen innerhalb der Neuen Linken sowie von sowjetisch-marxistischen Theorien. Ich behaupte, dass diese Dissonanz die Existenz einer komplexen und nicht kohärenten Vielfalt marxistischer Ideengeschichte verdeutlicht und somit das Hauptargument meines Beitrags stützt.

Buchs Essaysammlung *Kritische Wälder* (1972) setzt ihren Schwerpunkt auf Literaturkritik und marxistische Gesellschaftstheorie. Das erste Kapitel analysiert unter dem Titel "Über Trivialliteratur" Ian Flemings (1908–64) Erzählungen über den fiktionalen Geheimagenten *James Bond*, Arbeiten des französischen Autors Jules Verne (1828–1905) sowie Edgar Rice Burroughs' (1875–1950) fiktionalen Dschungelcharakter *Tarzan*. Buchs Analyse entlarvt beispielsweise unterschwellige ideologische Agitation von Sex, Sadismus und Warenvermarktung in *James Bond* oder imperialistische Tendenzen in *Tarzan*. Für Buch sind

---

<sup>23</sup>Buchs Argumentation gleicht hier der von Herbert Marcuse, der behauptete, dass das Proletariat in hochkapitalistischen Ländern keine revolutionäre Kraft sein könne, da es in die repressiven Bedürfnisse der kapitalistischen Gesellschaft eingebunden ist und demzufolge nichtmehr die Negation selbiger verkörpern kann (1970 [1967], 70). Darüber hinaus beteuerte Marcuse auch, dass keine revolutionäre Klasse in kapitalistischen Gesellschaften definiert werden könne (64).

*James Bond* und *Tarzan* beispielhaft für die Kommodifizierung der bereits erwähnten und von Adorno und Horkheimer entwickelten Theorie der *Kulturindustrie*. Wie auch Enzensberger widerspricht Buch jedoch der von den Frankfurter Theoretikern prognostizierten Apathie und Ohnmacht als letzte Konsequenz der *Kulturindustrie*:

Daß diese Scheinwelt nicht ästhetischer Kontemplation, sondern, unter dem Stichwort Freizeitgestaltung, massiver Manipulation dient, hat sich mittlerweile herumgesprochen. Trotzdem wäre es falsch, das Bedürfnis nach Unterhaltung pauschal als ideologieverdächtig abzutun . . . Es kommt hier darauf an, den ideologischen Charakter der Unterhaltung nicht, wie im Kapitalismus zu verschleiern, sondern offenzulegen. Die Alternative zur Trivilliteratur heißt nicht Aufklärung mit erhobenem Zeigefinger oder gar mit dem Rohrstock, sondern schönere und bessere Unterhaltung, die, anstatt repressive Normen zu bestätigen, die utopische Phantasie des Publikums freisetzt. (1972e [1971], 51–2).

Buch schlägt folglich eine andere Richtung als Enzensberger ein. Wie bereits erwähnt, wollte dieser gesellschaftliche Manipulation durch explizite Bewusstmachung und direkte Gesellschaftskritik unterwandern, während Buch Literatur, selbst trivialer Art, eine sozialpolitische Funktion zuschreibt. Wie ich im Folgenden zeigen werde, baut er diesen Argumentationsstrang im weiteren Verlauf seiner Essaysammlung aus.

Das zweite Kapitel des Bandes heißt "Kritik" und beginnt mit einer marxistischen Analyse des französischen Literaturtheoretikers Roland Barthes (1915–80) und der mit diesem am häufigsten verbundenen Gesellschaftstheorie, dem *Strukturalismus*.<sup>24</sup> Buch diffamiert *Strukturalismus* als "Kriegsgeschrei einer technokratischen Intelligenz" und mahnt, man sollte "nicht blind werden gegenüber dem ahistorischen, undialektischen Charakter dieser Philosophie, der sie zum Instrument der bürgerlichen Ideologie macht" (1972b [1969], 69). Nachdem Buch den französischen *Strukturalismus* als Komplize der Bourgeoisie diskreditiert, richtet sich seine anschließende Kritik an die westdeutsche Intelligenzija.

Das sich anschließende Unterkapitel ist ein Nachdruck des Essays "Von der möglichen Funktion der Literatur: Eine Art Metakritik", welcher ursprünglich im *Kursbuch* 20 (1970) veröffentlicht wurde. Buch kritisiert in dem Aufsatz Enzensbergers zuvor erwähnte Unterstellung vom *Tod der Literatur*. Bereits in einem früheren Artikel aus dem Jahr 1969 lehnte der spätere *Literaturmagazin*-Herausgeber Enzensbergers These als kleinbürgerliche Resignation ab, welche die "traditionell apolitische Kunst der Bourgeoisie" verkörpere (1969, 45).

<sup>24</sup>Für Einführungen und Schlüsseltexte zum *Strukturalismus* siehe beispielsweise Culler (1997, 123–5), Rivkin und Ryan (2004, 51–124) und Tyson (2006, 209–47).

Stattdessen argumentiert Buch am Beispiel der Werke von Franz Kafka (1883–1924) und Samuel Beckett (1906–89), dass "die Darstellung der Entfremdung, ihre Bewußtmachung durch die Kunst . . . vielmehr der erste Schritt zu ihrer Aufhebung" sei (1972f [1970], 82). Wie auch in seinem ersten Kapitel des Essaybandes schreibt Buch der Literatur hier eine gesellschaftliche Funktion zu.

Die von Buch zugeschriebene sozialpolitische Wichtung von Literatur richtet sich nicht nur gegen Enzensbergers These vom *Tod der Literatur*, sondern widerspricht auch teilweise der ästhetischen Theorie Adornos. Wie ich soeben erläuterte, argumentiert Buch am Beispiel von Kafka und Beckett, dass das Bewusstwerden vom Elend der Welt durch Literatur der erste Schritt zur Außerkraftsetzung dieses Übels ist. Adorno verweist in seinem Essay "Engagement" (1974 [1962]) ebenfalls auf Kafka und Beckett, jedoch endet er, wie auch schon in der Theorie der *Kulturindustrie*, in Resignation. Adorno unterscheidet zwischen autonomen und politisch-engagierten Kunstwerken. Während autonome Kunstwerke das Elend der Welt zum Vorschein bringen würden ("kaum wo anders findet das Leiden noch seine eigene Stimme" [423]), verliere politisch engagierte Literatur durch mangelnde Distanz zur Welt und durch den sozialen Druck von Konformität ihre Wirksamkeit ("In Deutschland läuft vielfach das Engagement auf Geblök hinaus, auf das, was alle sagen, oder wenigstens latent alle gern hören möchten." [429]). Autonome Kunstwerke wie die von Kafka und Beckett, so Adorno, könnten durch ihre Distanz zur Welt der *Kulturindustrie* dieser widerstehen und sie so attackieren ("Die rücksichtslose Autonomie der Werke, die der Anpassung an den Markt und dem Verschleiß sich entzieht, wird unwillkürlich zum Angriff." [425]). Autonome Kunst schafft daher für Adorno, was engagierte Literatur nur versuchen kann. Kafka und Beckett "erregen die Angst, welche der Existentialismus nur beredet. Als Demontagen des Scheins sprengen sie die Kunst von innen her, welche das proklamierte Engagement von außen, und darum nur zum Schein, unterjocht" (426). Während Buch die Bewusstmachung vom Elend der Welt durch Literatur als produktiven Schritt zu ihrer Aufhebung versteht, gibt es für Adorno keine Versöhnung:

Wen einmal Kafkas Räder überfahren, dem ist der Friede mit der Welt ebenso verloren wie die Möglichkeit, bei dem Urteil sich zu bescheiden, der Weltlauf sei schlecht: das bestätigende Moment ist weggeätzt, das der resignierten Feststellung von Übermacht des Bösen innewohnt. (Ibid.)

Festzuhalten ist, dass Buch, wie auch im oben erwähnten Kapitel "Über Trivilliteratur", die Auslegungen Adornos nicht dementiert, ihre Konsequenzen jedoch optimistischer bewertet.

Im sich anschließenden Unterkapitel "Postscriptum: Über Dokumentarliteratur und sozialistischen Realismus" führt Buch seine kritische Auseinandersetzung mit dem Umgang von Literatur in verschiedenen marxistischen Interpretationen fort. In diesem Essay ist sein Fokus auf die Neue Linke und ihre Parallelen zum sowjetisch-dogmatischen Marxismus gerichtet. Bezugnehmend auf Enzensbergers bereits erwähnte These vom *Tod der Literatur* kritisiert Buch, dass die Neue Linke, nachdem sie "die Literatur abschaffen bzw. sie auf ein bloßes Abbild der Wirklichkeit reduzieren wollte, . . . sie nunmehr auf dem besten Wege [ist], sich der Theorie des sozialistischen Realismus zu unterwerfen; sie kapituliert damit vor den Mächten, gegen die sie einmal angetreten war" (1972d, 87). Buch beanstandet, dass die Literaturbeurteilung der Neuen Linken dogmatisch auf die "enge Verbundenheit mit dem Klassenkampf des Proletariats" reduziert sei (ibid.). Er bringt seine Skepsis gegenüber der Neuen Linken und der Anhängerschaft des sowjetischen Dogmatismus in einem Zitat von Mao Tse-tung (1893–1976), damals Vorsitzender der Kommunistischen Partei Chinas, auf den Punkt: "In Literatur und Kunst müssen wir einen Zweifrontenkampf führen" (88). Gemeint ist damit eine "doppelte Wachsamkeit . . . gegen die Feinde des Sozialismus ebenso wie gegen seine übereifrigen Verteidiger, die die Gegenwart für die Zukunft oder die Zukunft für die Gegenwart aufopfern wollen" (Buch 1972a, 21).

Der *Literaturmagazin*-Herausgeber beendet sein zweites Kapitel mit dem Essay "Lenin und die Sprache der neuen Linken", in dem er seine vorherige Kritik sowohl an der Neuen Linken als auch an den sowjetisch-dogmatischen Marxisten fortsetzt, diesmal in Hinblick auf deren Rhetorik. An der Neuen Linken kritisiert Buch den "objektiven Klassenwiderspruch, der Kluft zwischen den sozialen Trägern der Aufklärung, Studenten und Intellektuellen, und ihrer wichtigsten Zielgruppe, den Arbeitern" (1972c [1970], 94). Anders ausgedrückt schafft es die Intelligenzija der Neuen Linken aufgrund ihrer abstrakten Sprache nicht mit dem Proletariat zu kommunizieren. Auf der sprichwörtlichen anderen Seite aber

bietet auch die Sprache der traditionellen Linken mit ihrer Frieden-Freundschaft-Eierkuchen-Rhetorik keine praktikable Alternative: da werden auf Schritt und Tritt "gewaltige Fortschritte" und "großartige Erfolge" gemeldet, so daß man sich wundert, warum wir noch immer im Kapitalismus leben. (96)

Als Gegenvorschlag zur Abstraktion der Neuen Linken und zum euphemistischen Pathos der zeitgenössischen Sowjetunion befürwortet Buch die Rhetorik des russischen Revolutionärs und nicht zuletzt auch Mitbegründers der Sowjetunion Wladimir Iljitsch Lenin (1870–1924). Dieser, so Buch, hatte eine Abneigung gegen jedes übertriebene Pathos, vermied literarische Anspielungen, kunstvolle Metaphern und wohlklingende Satzperioden und seine Gestik war verhältnismäßig sparsam (93). Nach Buch ist Lenins Rhetorik kein "System von rhetorischen Kunstgriffen", sondern die Einheit von revolutionärer Sprache und revolutionärer Praxis, welche die Grundlage seiner Agitation bildet (ibid.). Kurz gesagt lehnt Buch die zeitgenössischen marxistischen Auslegungen ab, welche sowohl von der Neuen Linken als auch der Sowjetunion Anfang der 1970er Jahre praktiziert wurden. Stattdessen richtet er seine Aufmerksamkeit auf ältere Marxisten wie beispielsweise Lenin. Diese Rückwärtsbesinnung wird auch in Buchs Sammelband *Parteilichkeit der Literatur oder Parteiliteratur?* (1972) deutlich, dem ich mich im Folgenden zuwenden werde um weiter nachvollziehen zu können, wie Buchs marxistisches Profil vor der Erstveröffentlichung des *Literaturmagazins* aussah.

Dieser Sammelband hat das Ziel internationale marxistische Theorien zu präsentieren, die zu Beginn der 1970er Jahre entweder nur schwer zugänglich oder nicht ins Deutsche übersetzt worden waren (1972a, 21). Buch weist in der Einleitung darauf hin, dass seine Publikation auf der von Fritz J. Raddatz herausgegebenen dreibändigen Anthologie *Marxismus und Literatur* (Reinbeck/Hamburg: Rowohlt, 1969) aufbaut und folglich keine Texte aufnimmt, die dort bereits abgedruckt sind (1972a, 21). Jedoch bemängelte er bereits im Jahr 1969 an Raddatz' Arbeit, dass er unter anderem den Diskurs über die sogenannte Dritte Welt gänzlich ignorieren würde (1969, 46). Buch kritisiert daher die Anthologie als den Versuch "den Marxismus ins bürgerliche Denken zu integrieren und ihn damit zu entschärfen" (ibid.). Es liegt nahe, dass der Sammelband *Parteilichkeit der Literatur oder Parteiliteratur?* (1972) ein Resultat seiner Unzufriedenheit über Raddatz' *Marxismus und Literatur* war.

Buchs Sammlung enthält marxistische "Klassiker" wie Karl Marx (1818–83) und Friedrich Engels (1820–95) selbst, Wladimir Iljitsch Lenin (1870–1924) und Leo Trotzki (1879–1940), aber auch andere bekannte Marxisten wie Georg Lukács (1885–1971), Walter Benjamin (1892–1940), Jean-Paul Sartre (1905–80) und Frantz Fanon (1925–61). Außerdem eingeschlossen sind britische und U.S.-amerikanische Marxisten wie Christopher Caudwell (1907–37), Philip Rahv (1908–73) und Waldo Frank (1889–1967), in Frankreich angesiedelte Trotzkiisten wie Victor Serge (1890–1947) und André Breton (1896–1966), Autoren der sogenannten Dritten Welt wie Lu Hsün (1881–1936), Fidel Castro (1926–2016) und Ernesto Che Guevara (1928–67) sowie eher unbekannte deutschsprachige Marxisten wie Lu Märten (1879–1970), August Thalheimer (1884–1948), Erwin Piscator (1893–1966) und Wieland Herzfelde (1896–1988).

Neben der Wiederentdeckung vergessener Marxisten oder der Hervorhebung unbeachteter Texte von bekannteren Persönlichkeiten basiert Buchs Textauswahl auf drei Kriterien für die Theorien der abgedruckten Essays. Erstens: sie müssen undogmatisch sein, was bedeutet, dass sie von der Wirklichkeit und nicht von vorgefassten Ideen ausgehen; zweitens: sie müssen unter Berücksichtigung der bürgerlichen Kunst und Ideologie historisch aufgearbeitet sein, um Lehren für die Gegenwart zu ziehen und drittens: sie müssen das Prinzip der *Parteilichkeit* verfolgen, was für Buch die "praktische Solidarität der Intellektuellen mit dem Kampf der unterdrückten Klassen und Völker in der ganzen Welt" bedeutet (1972a, 20–1). Mit diesen Auswahlkriterien distanziert Buch sich sowohl von bürgerlicher Ästhetik als auch ahistorisch-dogmatischen Auslegungen von Marx:

Das Auswahlprinzip ist parteilich: es richtet sich ebenso gegen die spätbürgerliche Kunst, die aus Ästhetisierung des Elends und der Entfremdung ihren Profit schlägt, wie gegen die erstarrten Schablonen des sozialistischen Realismus und seine modischen Adepten im Westen, die die abgestandenen Theoreme des Vulgärmarxismus . . . als Neuauflage der revolutionären Kunst verkaufen: so als ließe sich die proletarisch-revolutionäre Literatur der dreißiger Jahre, ohne ihre historische Bedingtheit zu reflektieren, auf die Gegenwart übertragen. (22)

Meine kurzen und unvollständigen Ausführungen zu Buchs Essaysammlung *Kritische Wälder* (1972) und zum Sammelband *Parteilichkeit der Literatur oder Parteiliteratur* (1972) haben gezeigt, inwiefern sein intellektuelles Profil sich von anderen marxistischen Strömungen

unterscheidet. Stattdessen bietet Buch alternative marxistische Richtlinien an, die auf eher vergessenen, nicht beachteten oder unentdeckten theoretischen Ansätzen basieren.

Eine klare Tendenz, die ich im Zusammenhang mit Buchs marxistischem Profil hervorheben möchte ist, dass mit Ausnahme von Sartre, Fanon, Castro und Guevara alle anderen Beiträge des Sammelbandes *Parteilichkeit der Literatur oder Parteiliteratur?* (1972) vor 1945 veröffentlicht wurden. Demzufolge lässt sich Buchs intellektuelle Inspiration auf marxistische Theorien zurückführen, die lange vor der Entstehung der internationalen Studentenbewegung entwickelt wurden. Dies ist ein weiterer Kontrast zu Enzensbergers *Kursbuch*, das seinen theoretischen Fokus auf zeitgenössische Theorien legte. Buch war zu Beginn der 1970er Jahre unzufrieden mit den marxistischen Ansätzen seiner Zeit, was die Theorien der 68er Bewegung einschließt. Ich behaupte, dass Buchs alternative Version von Marxismus sich im *Literaturmagazin* widerspiegelt, das von ihm geplant, realisiert und editiert wurde.

Dass Buchs alternativer Marxismus von der Wissenschaft weitestgehend ignoriert wird, deutete ich bereits an. Dennoch möchte ich hier hervorheben, dass, im Gegensatz zu Enzensberger und dem *Kursbuch*, Buchs Arbeit im *Literaturmagazin* nahezu keine Aufmerksamkeit geschenkt wird. Wenn überhaupt findet er in der Forschung Erwähnung für seine literaturtheoretische Arbeit, vor allem für den bereits erwähnten Essay "Von der möglichen Funktion der Literatur: Eine Art Metakritik" aus dem Jahr 1970 (Cornils 2016, 104; Thomas und Bullivant 1974, 125–6), für seine Aktivitäten in der westdeutschen Studentenbewegung (Briegleb 1993, 53–6) und seine späteren Projekte Jahrzehnte nach "1968" und dem *Literaturmagazin* (Schnell 2003, 570–1).

Ich werde nun die Beitragsausschreibungen, Herausgeberkorrespondenzen und Redaktionsdiskussionen für *Literaturmagazin* in meine Untersuchung einbeziehen, um so die Ideen und Probleme der Planungsphasen des Magazins nachvollziehen zu können. Mein Hauptanliegen ist es zu zeigen, wie sich Buchs eben skizziertes intellektuelles Profil in der Konzeption und Ausführung des *Literaturmagazins* widerspiegelt.

### ***Planung der ersten "Literaturmagazin"-Ausgaben***

Im Vorherigen habe ich verdeutlicht, dass Buch die theoretischen Leerstellen und die seiner Meinung nach gegenrevolutionären Schritte der westdeutschen Studentenbewegung in seinen Publikationen vor dem *Literaturmagazin* kritisierte. Er war unzufrieden mit der Rolle, die die Neue Linke, einschließlich Enzensberger und dessen *Kursbuch*, der Literatur zusprach. Er missbilligte die vorherrschenden marxistischen Interpretationen im Westen allgemein, in der Bundesrepublik speziell und in der Sowjetunion allemal. Stattdessen verfolgte Buch eine marxistische Agenda, die undogmatisch, historisch und parteilich orientiert war. Inspiration dafür fand er hauptsächlich in marxistischen Theoremen vor 1945. Im Folgenden werde ich nun analysieren, wie Buch versuchte seine Kritik mittels des *Literaturmagazins* in eine Form von Gegenöffentlichkeit umzusetzen. In einem *Rundbrief zum Projekt "Literaturmagazin"* fordern Buch und der literarische Cheflektor des Rowohlt Verlags, Jürgen Manthey (1932–2018), zur Beitragseinsendung für die Erstausgabe auf.<sup>25</sup> Der Rundbrief ist adressiert an deutsche und österreichische Persönlichkeiten aus Literatur, Geschichtswissenschaft, Philosophie, Soziologie, Journalismus, Film, Malerei, Theater und Rundfunk.<sup>26</sup>

Wie auch schon Enzensberger bei der Planung des *Kursbuchs* begründet Buch sein Vorhaben eines neuen Mediums linker Gegenöffentlichkeit ausgehend von der Kritik des literarischen *Status quo* in der Bundesrepublik: "Die Literatur in der BRD befindet sich in einem desolaten Zustand. Zwischen dem bürgerlichen Literaturbetrieb einerseits . . . und den ebenso gutgemeinten wie hilflosen Versuchen einer 'Politisierung' andererseits klafft ein Vakuum."<sup>27</sup> Buchs Ablehnung richtet sich nicht nur *gegen* die etablierte literarische Intelligenzija im

<sup>25</sup>Manthey war seit 1970 literarischer Cheflektor beim Rowohlt Verlag und gab dort unter anderem Buchs Veröffentlichungen *Kritische Wälder* (1972), *Parteilichkeit der Literatur oder Parteiliteratur?* (1972) und *Lu Hsün: Der Einsturz der Lei-Feng-Pagode* (1973) in der Reihe "das neue Buch" heraus.

<sup>26</sup>Gesamte Namensliste: Jürgen Alberts (1946–), Nicolas Born (1937–1979), Peter Otto Chotjewitz (1934–2010), Friedrich Christian Delius (1943–), Gisela Elsner (1937–92), Wolfgang Emmerich (1941–), Hubert Fichte (1935–1986), Rolf Haufs (1935–2013), Hans G. Helms (1932–2012), Günter Herburger (1932–2018), Elfriede Jelinek (1946–), Renke Korn (1938–), Hartmut Lange (1937–), Gert Loschütz (1946–), Oskar Negt (1934–), Hermann Peter Piwitt (1935–), Peter Rühmkorf (1929–2008), Michael Scharang (1941–), Michael Schneider (1943–), Peter Schneider (1940–), Erasmus Schöfer (1931–), Wolfram Schütte (1939–), Klaus Stiller (1941–), Guntram Vesper (1941–) und Hans-Günter Wallraff (1942–). Aus: Deutsches Literaturarchiv Marbach, Bestandssignatur:

A:Rowohlt-Verlag, *Rundbrief zum Projekt "Literaturmagazin"* von Hans Christoph Buch und Jürgen Manthey vom 14.02.1973.

<sup>27</sup>Ibid.

deutschsprachigen Raum, sondern direkt *an* sie. Beispielsweise waren immerhin zehn Adressaten des Rundbriefes Teilnehmende der Gruppe 47-Treffen (Born, Delius, Elsner, Fichte, Haufs, Herburger, Loschütz, Piwitt, Rühmkorf und Vesper) und folglich Teil des von Buch kritisierten literarischen Establishments.<sup>28</sup> Die literarischen Größen Westdeutschlands sind für den *Literaturmagazin*-Gründer jedoch nur eine Ursache des "desolaten" Zustands zeitgenössischer Literatur. Sein Unbehagen gilt ebenso den "hilflosen" Politisierungsversuchen, welche nicht zuletzt Enzensberger selbst in seiner These vom *Tod der Literatur* beflügelte. Im weiteren Verlauf des Rundbriefes heißt es diesbezüglich:

Der Sinn für Möglichkeiten und Aufgaben der Literatur, ja der Kunst überhaupt, ist verschüttet: bei der bürgerlichen Avantgarde . . . ebenso wie bei den "linken" Literaten, die sich durch eine bemerkenswerte Unkenntnis der marxistischen Theorie, gerade auf dem Gebiet der Ästhetik, auszeichnen – die Mitgliedschaft in der DKP wird zum mechanischen Ersatz für die eigene theoretische und praktische Arbeit.<sup>29</sup>

Wie auch schon in den bereits aufgegriffenen früheren Veröffentlichungen diffamiert Buch politisch engagierte Literatur, wie sie von Enzensberger um 1968 gefordert wurde, als Resultat marxistischer Unwissenheit. Die Neue Linke ist seiner Meinung nach daher ebenso schuld an der vom *Literaturmagazin*-Herausgeber beklagten Situation bundesdeutscher Literatur wie der etablierte Literaturbetrieb, dem Enzensberger in seinem *Kursbuch* einst selbst entgegentreten wollte. Beide gilt es nach Buch zu überwinden: "die Atmosphäre muß gereinigt werden von allen (rechten und linken) Spielarten des Obskurantismus und Opportunismus, von dem Pfaffentum, das heute die marxistische Lehre verwaltet, ebenso wie von der bürgerlichen Feuilletonmafia."<sup>30</sup>

Die bisherigen Literaturmagazine der westdeutschen Studentenbewegung hatten für Buch versagt. Enzensbergers *Kursbuch* sei "auf seinem langen Marsch durch die Institutionen irgendwo zwischen Wittenau und Nordkorea steckengeblieben, und die 'Akzente' plaudern weiter im Stil der Gruppe 47, als sei nichts geschehen."<sup>31</sup> In anderen Worten: es gibt für Buch zwei Strömungen der Linken nach "1968", die in den bundesdeutschen Literaturmagazinen zum

---

28Buch selbst nahm 1963 im Alter von 19 Jahren an einem Treffen der Gruppe 47 teil.

29Deutsches Literaturarchiv Marbach, Bestandssignatur: A:Rowohlt-Verlag, *Rundbrief zum Projekt "Literaturmagazin"* von Hans Christoph Buch und Jürgen Manthey vom 14.02.1973.

30Ibid.

31Ibid.

Ausdruck kommen: unreflektierter Marxismus *oder* bürgerliche Ideologie. In dieser Dichotomie sieht Buch einen Zwischenraum, den er mit seinem *Literaturmagazin* füllen will. Anstatt "die schwachsinnige Arbeitsteilung zwischen Literaturproduktion und Rezeption zu akzeptieren", so Buch, müssten die Autoren "Kritik und Theorie wieder selbst in die Hand nehmen. Nur so kann eine neue Literatur entstehen." Nichts weniger ist Buchs Ziel und er setzt die Rahmenbedingungen für diese neue Literatur wie folgt. Die Beitragenden des *Literaturmagazins*

sollten sich jedoch einig sein in ihrer Ablehnung der gegenwärtigen Literaturmisere, in ihrer Einschätzung von Kunst und Literatur als einer wichtigen gesellschaftlichen Produktivkraft zur Freisetzung emanzipatorischer Phantasie (im einzelnen ebenso wie im Kollektiv), sowie in ihrer Anknüpfung an die fortschrittlichen Traditionen der bürgerlichen Ästhetik und an das theoretische Bewußtsein des Marxismus. Das erste Heft soll mit einer Kritik der Literaturkritik beginnen.<sup>32</sup>

Buchs Rundbrief legt folglich mindestens drei Kriterien für Beitragseinsendungen fest. Die Einreichungen sollen sich erstens gegen den gegenwärtigen Literaturbetrieb positionieren, was die Bürgerlichkeit der Gruppe 47 wie auch die politische Schablonenhaftigkeit der 68er gleich einschließt; zweitens muss Kunst und Literatur eine produktive gesellschaftliche Funktion zugesprochen werden und drittens sollen die Beiträge sowohl in bürgerlicher Ästhetik als auch marxistischer Theorie konstituiert sein.

Diese theoretische Basis wird auch drei Monate später im *Rundbrief zum Projekt "Literaturmagazin" (2)* betont, in dem Buch, noch vor dem Erscheinen der Erstausgabe, um Beitragseinsendungen für das zweite Magazin bittet: "Zu lernen gibt es nicht nur in der proletarisch-revolutionären Literatur der 20er und 30er Jahre, sondern ebenso beim revolutionären Bürgertum des 18. und frühen 19. Jahrhunderts, das seinen politischen Führungsanspruch zunächst im kulturellen Überbau verwirklichte."<sup>33</sup> Hier zeigt sich erneut die theoretische Ausgangsposition des *Literaturmagazin*-Gründers für den von ihm geforderten "Kampf gegen den bürgerlichen Literaturbetrieb mit seinen Großschriftstellern und Großkritikern, seinen Bestsellerlisten und Feuilletonrezensionen, die einen wirklichen Fortschritt der Literatur verhindern."<sup>34</sup> Getreu seinem marxistischen Profil, das Theoreme vor 1945 den

---

32Ibid.

33Deutsches Literaturarchiv Marbach, Bestandssignatur: A:Rowohlt-Verlag, *Rundbrief zum Projekt "Literaturmagazin" (2)* von Hans Christoph Buch und Jürgen Manthey vom 24. Mai 1973.

34Ibid.

zeitgenössischen vorzieht, definiert Buch die Aufgabe des Magazins und seiner Beitragenden anhand von Ausführungen Walter Benjamins:

Das ist zugleich die Hauptfunktion der geplanten Zeitschrift: sie betrachtet sich als Forum oder Werkstatt, in der neuen Autoren Gelegenheit gegeben werden soll, ihre Texte vorzustellen und sich mit erfahrenen Kollegen über Ziele und Methoden ihrer Arbeit zu verständigen. Die Schriftsteller sind nicht nur die Produzenten, sondern auch die wichtigste Zielgruppe des "Literaturmagazins", denn nur mit ihrer Hilfe ist es möglich, das Niveau der literarischen Arbeit zu heben und breitere Leserschichten zu erreichen. "Ein Autor, der die Schriftsteller nichts lehrt, lehrt niemanden" (Walter Benjamin). . . . Auch in dem, was hier als neue Zielgruppe genannt wird, folgen wir natürlich der Benjaminschen Auffassung, die die herkömmliche Trennung von Leser und Autor in der Definition aufzuheben sucht.<sup>35</sup>

Buchs Vision einer neuen Literatur im *Literaturmagazin* soll folglich neue Literaten hervorbringen, die mit ihrer Arbeit ein ausgedehntes Publikum ansprechen um so der sozialen Funktion von Literatur gerecht werden zu können. Methodisch soll dies durch die Überwindung der Trennung von literarischer Theorie und Praxis geschehen, was in der Planung des *Literaturmagazin 2* deutlich wird: "es wäre jedoch wünschenswert, um die mechanische Trennung von literarischer Theorie und Praxis aufzuheben, den Umgang mit historischen Modellen auch an praktischen Beispielen vorzuführen".<sup>36</sup> Buch plant diese Aufhebung im *Literaturmagazin 2* an einem konkreten Beispiel durchzuführen: der westdeutschen Goethe-Rezeption.

Buch kritisiert die undialektische Auseinandersetzung mit Goethe seitens der Neuen Linken wie auch des etablierten Literaturbetriebs. Die Goethe-Rezeption sei folglich ein Beispiel für das vom *Literaturmagazin*-Gründer identifizierte Vakuum zwischen diesen beiden Polen. Zum 225. Geburtstag von Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832) im Jahr 1974 geht es Buch im *Literaturmagazin 2* nicht "um historisierende Vergangenheitsbewältigung, sondern darum, daß zeitgenössische Autoren, zusammen mit progressiven Literaturwissenschaftlern, konkret vorführen, was aus der Vergangenheit zu lernen ist (und was nicht)."<sup>37</sup> Buch sieht die Dringlichkeit seines Projekts erneut gerechtfertigt, da für ihn sowohl der etablierte

---

35Ibid.

36Deutsches Literaturarchiv Marbach, Bestandssignatur: A:Rowohlt-Verlag, *Rundbrief an Autoren und Mitarbeiter des LITERATURMAGAZINS (2)* von Hans Christoph Buch vom Dezember 1973.

37Ibid.

Literaturbetrieb als auch die Neue Linke versagt haben einer adäquaten marxistischen Analyse von Goethes Werk gerecht zu werden:

An die Stelle des bürgerlichen Goethekults, der sich längst überlebt hat, ist die linksradikale Verachtung Goethes getreten, der als reaktionäre Hofschranze "entlarvt" wird (...). Aufgabe der materialistischen Analyse ist es jedoch nicht, Goethe zum Reaktionär oder Revolutionär zu stempeln, sondern vielmehr, dialektisch seine Kompromisse im Verhältnis zu seiner historischen Leistung sichtbar zu machen.<sup>38</sup>

Die Planungsphasen der beiden ersten *Literaturmagazin*-Ausgaben implementieren die Kritik von Buchs früheren Veröffentlichungen. Ihm widerstrebt der linke Dogmatismus der 68er genauso wie die bürgerliche Ideologie des etablierten Literaturbetriebs in der BRD. In beiden Fällen wird seiner Meinung nach der sozialen Rolle der Literatur keine Rechnung getragen, was auch für andere zeitgenössische Literaturmagazine gelte, vor allem das *Kursbuch*. Stattdessen plant Buch im *Literaturmagazin* eine neue Richtung einzuschlagen. Marxistische Theorie und bürgerliche Ästhetik vor 1945 sollen dazu genutzt werden die Gegenwart zu erklären. Die Rückbesinnung auf Theorien vor dem Ende des Zweiten Weltkriegs rechtfertigt Buch dadurch, dass die bundesdeutsche und internationale Linke nach 1945 marxistische Theorien schlichtweg fehlinterpretieren würde. Buch fordert daher eine Analepse auf ältere Theoreme um eine neue Bewertung von Literatur einschließlich eines veränderten Verständnisses von Theorie und Praxis zu ermöglichen.

Obwohl Enzensbergers *Kursbuch* und Buchs *Literaturmagazin* mit derselben Prämisse beginnen—der Ablehnung des literarischen *Status quo* in Westdeutschland—und obwohl beide Projekte von marxistischen Ideologien beeinflusst waren, unterscheiden sie sich klar in dem Versuch eine linke Gegenöffentlichkeit zu schaffen. Im Folgenden möchte ich diese Unterschiede anhand der intellektuellen Profile der Herausgeber und der Planungsphasen der Magazine kurz zusammenfassen.

### ***Zusammenfassung***

Obwohl sie zwei verschiedenen Generationen angehören teilen Enzensberger und Buch viele Gemeinsamkeiten. Beide sind promovierte Literaturwissenschaftler, beide lebten und

---

<sup>38</sup>Ibid.

arbeiteten vor der Erstveröffentlichung ihrer Magazine im Ausland, beide waren in die Ereignisse der westdeutschen Studentenbewegung um 1968 involviert. Außerdem sahen beide die Notwendigkeit eines neuen Magazins in ihrer Unzufriedenheit über den westdeutschen Literaturbetrieb begründet, was sowohl Enzensberger als auch Buch dazu veranlasste eine Gegenöffentlichkeit zum etablierten *Status quo* kreieren zu wollen. Beide wollten folglich die Rolle der Schriftstellenden und Intellektuellen neu definieren. Bei der Umsetzung dieses Vorhabens in ihren Magazinen gab es jedoch erhebliche Unterschiede.

Enzensbergers marxistische Ambition bestand hauptsächlich darin den Manipulationsapparat der *Bewußtseins-Industrie* durch die "Dialektik von Anpassung und Subversion mit dem unbedingten Ziel der Gesellschaftskritik" (Marmulla 2013, 20) zu überwinden. Intellektuelle sollten im *Kursbuch* durch literarische Praxis und gesellschaftliche Theorie zu einer kritischen Bewusstseinsbildung über die bestehenden Herrschaftsverhältnisse und soziale Manipulation beitragen. In der Planungsphase des *Kursbuchs* diente Literatur zunächst dieser "Wahrheitssuche" als notwendiges Pendant zur expliziten Theorie, ab dem *Kursbuch* 15 (1968) sprach Enzensberger ihr dann jegliche soziale Funktion ab. Methodisch sollten bei den Analysen stets internationale Gesellschaftstheorien an zeitgenössischen Problemen angewandt werden. Anstatt "das Alte" zu reproduzieren sollte sich im *Kursbuch* davon emanzipiert werden. *Kursbuch* leistete mit diesen Positionen seinen Beitrag für die westdeutsche Studentenbewegung und unterschied sich daher historisch wie auch methodisch erheblich von Buchs Magazin.

*Literaturmagazin* war ein Nachhall der Rebellion um 1968, welche von Buch bereits 1967 in "Der 18. Brumaire des Hans-Joachim Lieber" als gegenrevolutionär identifiziert wurde. Buch zufolge fehlte es allen Beteiligten um "1968"—einschließlich Enzensberger und weiteren rebellierenden Intellektuellen in der BRD sowie den strukturalistischen Gesellschaftstheoretikern Frankreichs oder anderen zeitgenössischen marxistischen Strömungen—sowohl an historischem Moment als auch zufriedenstellender marxistischer Theorie. Anstatt wie das frühe *Kursbuch* Literatur schlichtweg als eine bewusstseinsbildende Ergänzung zur kritischen Gesellschaftstheorie zu verstehen oder sie wie Adorno nur als Mittel zur Bewusstmachung von

Elend zu malträtieren verstand Buch Literatur als soziale Produktivkraft. Für ihn war es hauptsächlich utopische Literatur und nicht theoretische Analyse, die das Bewusstsein emanzipierte. Folglich hatte er eine gänzlich andere Theorievorstellung von marxistischer Ästhetik als Enzensberger. Anstatt "das Alte" zu begraben und sich internationaler und zeitgenössischer Theorie zu widmen sollte das *Literaturmagazin* mittels bürgerlicher Ästhetik und marxistischer Kritik vergessene Theoreme wiederentdecken und bekannte Werke neu auslegen. Buch wollte die Vergangenheit nicht verwerfen, sondern sie stattdessen nutzen und mittels einer undogmatischen, historischen und parteilichen marxistischen Analyse eine neue Literatur schaffen. Die Planungsphase des *Literaturmagazins* verdeutlicht dies. Die Mitglieder des Literaturbetriebs sollten nicht durch zeitgenössische internationale Stimmen ausgetauscht werden, sondern Buch wollte mit ihnen und in Zusammenarbeit mit neuen Stimmen im *Literaturmagazin* die soziale Funktion von Literatur verwirklichen.

Ich habe anhand von *Kursbuch* und *Literaturmagazin* gezeigt, wie zwei deutlich unterscheidbare marxistische Positionen versuchten eine linke Gegenöffentlichkeit wider die vorherrschende Politik und Kultur der BRD zu etablieren. Zusammenfassend möchte ich sagen, dass beide Magazine nicht nur wichtig für das Verständnis der westdeutschen Studentenbewegung, sondern auch für die Ideengeschichte der BRD sind. Ein Vergleich beider Magazine verdeutlicht die komplexe Ideenlandschaft marxistischen Denkens. Sie erfassen nicht nur die Entstehung und den Nachhall der Rebellion um 1968, sondern auch einen intellektuellen Wechsel marxistischer Debatten in der Bundesrepublik. Durch die Verbindung des Vermächnisses von "1968" und der Relevanz marxistischen Denkens im 21. Jahrhundert bedingen *Kursbuch* und *Literaturmagazin* eine Dialektik in sich selbst. Denn wie Adorno selbst schrieb: "Dialektik ist der Versuch, das Neue des Alten zu sehen anstatt einzig das Alte des Neuen" (1971 [1956], 46).

### ***Bibliographie***

Adams, Hazard, und Leroy Searle, eds. 2005. "Quintus Horatius Flaccus." In *Critical Theory Since Plato*, 78–85. Boston: Thomson Wadsworth.

- Adorno, Theodor W. 1971. "Zur Metakritik der Erkenntnistheorie: Studien über Husserl und die phänomenologischen Antinomien." In *Theodor W. Adorno: Gesammelte Schriften, Band 5: Zur Metakritik der Erkenntnistheorie. Drei Studien zu Hegel*, edited by Gretel Adorno and Rolf Tiedemann, 7–245. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- . 1974. "Engagement." In *Theodor W. Adorno: Gesammelte Schriften, Band 11: Noten zur Literatur*, edited by Rolf Tiedemann, 409–30. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Agnoli, Johannes. 1998. *1968 und die Folgen*. Freiburg: Ça ira.
- Albrecht, Clemens. 1999. "Die Massenmedien und die Frankfurter Schule." In *Die intellektuelle Gründung der Bundesrepublik. Eine Wirkungsgeschichte der Frankfurter Schule*, edited by Clemens Albrecht, Günter C. Behrmann, Michael Bock, Harald Homann, and Friedrich H. Tenbruck, 203–46. Frankfurt a.M.: Campus.
- Arnold, Heinz Ludwig, ed. 2010. *Text+Kritik Heft 49: Hans Magnus Enzensberger*. München: Richard Boorberg.
- Behrmann, Günter C. 1999. "Kulturrevolution: Zwei Monate im Sommer 1967." In *Die intellektuelle Gründung der Bundesrepublik: Eine Wirkungsgeschichte der Frankfurter Schule*, edited by Clemens Albrecht, Günter C. Behrmann, Michael Bock, Harald Homann, and Friedrich H. Tenbruck, 312–86. Frankfurt a.M.: Campus.
- Briegleb, Klaus. 1993. *1968: Literatur in der antiautoritären Bewegung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Buch, Hans Christoph. 1968. "Der 18. Brumaire des Hans-Joachim Lieber." In *Demonstrationen: Berliner Modell. Fotos. 2. Auflage*, 133–42. Berlin: Voltaire.
- . 1969. "Die Kunst als Waffe." *Konkret. Unabhängige Zeitschrift für Kultur und Politik* 26: 45–46.
- . 1972a. "Einleitung." In *Parteilichkeit der Literatur oder Parteiliteratur?: Materialien zu einer undogmatischen marxistischen Ästhetik*, edited by Hans Christoph Buch, 7–22. Reinbeck/Hamburg: Rowohlt.
- . 1972b. "Kritik der kritischen Kritik. Über Roland Barthes." In *Kritische Wälder: Essays, Kritiken, Glossen*, 69–75. Reinbeck/Hamburg: Rowohlt.
- . 1972c. "Lenin und die Sprache der neuen Linken." In *Kritische Wälder: Essays, Kritiken, Glossen*, 91–96. Reinbeck/Hamburg: Rowohlt.
- . 1972d. "Postscriptum: Über Dokumentarliteratur und sozialistischen Realismus." In

*Kritische Wälder: Essays, Kritiken, Glossen*, 85–88. Reinbeck/Hamburg: Rowohlt.

———. 1972e. "Tarzan oder der Anteil des Imperialismus an der Menschwerdung des Affen." In *Kritische Wälder: Essays, Kritiken, Glossen*, 50–65. Reinbeck/Hamburg: Rowohlt.

———. 1972f. "Von der möglichen Funktion der Literatur: Eine Art Metakritik." In *Kritische Wälder: Essays, Kritiken, Glossen*, 75–84. Reinbeck/Hamburg: Rowohlt.

Cornils, Ingo. 2016. *Writing the Revolution: The Construction of "1968" in Germany*. Rochester: Camden House.

Culler, Jonathan. 1997. *Literary Theory: A Very Short Introduction*. New York: Oxford UP.

Dirke, Sabine von. 1997. *"All Power to the Imagination!": The West German Counterculture from the Student Movement to the Greens*. Lincoln: U of Nebraska Press.

Doyle, William. 2002. *The Oxford History of the French Revolution*. Oxford: Oxford UP.

Enzensberger, Hans Magnus. 1962. "Bewußtseins-Industrie." In *Einzelheiten I: Bewußtseins-Industrie*, 7–17. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

———. 1968. "Gemeinplätze, die Neueste Literatur betreffend." *Kursbuch* 15: 187–97.

———. 2004. "Erinnerungen an einen Tumult: Zu einem Tagebuch aus dem Jahre 1968." In *1968: Eine Enzyklopädie*, edited by Rudolf Sievers, 23–26. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

———. 2018. *Eine Handvoll Anekdoten: auch Opus incertum*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Fischer, Bernhard, and Thomas Dietzel. 1992. *Deutsche literarische Zeitschriften, 1945–1970: Ein Repertorium, Band 1*. München: K. G. Saur.

Flacks, Richard. 1998. "Die philosophischen und politischen Ursprünge der amerikanischen New Left." In *1968 – Vom Ereignis zum Gegenstand der Geschichtswissenschaft*, edited by Ingrid Gilcher-Holtey, 151–67. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Frei, Norbert. 2008. *1968: Jugendrevolte und globaler Protest*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.

Gilcher-Holtey, Ingrid. 1998. "Kritische Theorie und Neue Linke." In *1968 – Vom Ereignis zum Gegenstand der Geschichtswissenschaft*, edited by Ingrid Gilcher-Holtey, 168–87. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

- . 2018. *Die 68er Bewegung: Deutschland – Westeuropa – USA*. München: C.H. Beck.
- Grimm, Reinhold. 1984. *Texturen: Essays und anderes zu Hans Magnus Enzensberger*. New York: Peter Lang Publishing.
- Große Kracht, Klaus. 2005. *Die zankende Zukunft: Historische Kontroversen in Deutschland nach 1945*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Heißenbüttel, Helmut. 1981. "Bundesdeutsches Zeitschriftenpanorama 1945 bis 1981." In *Literaturbetrieb in der Bundesrepublik Deutschland: Ein kritisches Handbuch*, edited by Heinz Ludwig Arnold, 43–47. München: Edition Text + Kritik.
- Hooper, Alan. 1999. "A Politics Adequate to the Age: The New Left and the Long Sixties." In *New Left, New Right and Beyond: Taking the Sixties Seriously*, edited by Geoff Andrews, Richard Cockett, Alan Hooper, and Michael Williams, 7–25. New York: St. Martin's Press.
- Horkheimer, Max, and Theodor W. Adorno. 2006. *Dialektik der Aufklärung: Philosophische Fragmente*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Kampmann, Elisabeth. 2010. "Public Relations – Enzensberger in den 1950er und 1960er Jahren." In *Text+Kritik Heft 49: Hans Magnus Enzensberger*, edited by Heinz Ludwig Arnold, 114–31. München: Richard Boorberg.
- Kellner, Douglas. 1975. "The Frankfurt School Revisited: A Critique of Martin Jay's The Dialectical Imagination." *New German Critique* 4: 131–52.
- King, Janet K. 1974. *Literarische Zeitschriften 1945–1970*. Stuttgart: Sammlung Metzler.
- Koch, Claus. 2018. *1968: Drei Generationen – Eine Geschichte*. München: Random House.
- Koenen, Gerd. 2001. *Das rote Jahrzehnt: Unsere kleine deutsche Kulturrevolution, 1967–1977*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Korsch, Karl. 2001. "An Paul Mattick." In *Karl Korsch Gesamtausgabe, Band 8: Briefe 1908–1939*, edited by Michael Buckmiller, Michael Prat, and Meike G. Werner, 682–87. Amsterdam: Stichting beheer IISG.
- Kraushaar, Wolfgang, ed. 1998. *Frankfurter Schule und Studentenbewegung. Von der Flaschenpost zum Molotowcocktail, 1946 bis 1995, Band 1–3*. Hamburg: Rogner & Bernhard.
- . 2000. *1968 als Mythos, Chiffre und Zäsur*. Hamburg: Hamburger Edition.

- . 2008. *Achtundsechzig: Eine Bilanz*. Berlin: Propyläen.
- . 2018. *1968. 100 Seiten*. Ditzingen: Reclam.
- Laakmann, Dagmar, und Reinhard Tgahrt, eds. 1972. *Literarische Zeitschriften und Jahrbücher 1880–1970: Verzeichnis der im Deutschen Literaturarchiv erschlossenen Periodica*. Marbach: Deutsches Literaturarchiv.
- Lau, Jörg. 1999. *Hans Magnus Enzensberger: Ein öffentliches Leben*. Berlin: Alexander Fest.
- Lukács, Georg. 1984. "Vorwort." In *Die Theorie des Romans: Ein geschichtsphilosophischer Versuch über die Formen der großen Epik*, 5–17. Neuwied: Luchterhand.
- Marcuse, Herbert. 1970. *Five Lectures: Psychoanalysis, Politics, and Utopia*. Boston: Beacon.
- Markovits, Andrei S., und Philip S. Gorski. 1993. *The German Left: Red, Green and Beyond*. Cambridge: Polity Press.
- Margadant, Ted W. 1979. *French Peasants in Revolt: The Insurrection of 1851*. Princeton: Princeton UP.
- Marmulla, Henning. 2007. "Das Kursbuch: Nationale Zeitschrift, internationale Kommunikation, transnationale Öffentlichkeit." In *1968: Handbuch zur Kultur- und Mediengeschichte der Studentenbewegung*, edited by Martin Klimke and Joachim Scharloth, 37–47. Stuttgart: J.B. Metzler.
- . 2011. *Enzensbergers Kursbuch: Eine Zeitschrift um 68*. Berlin: Matthes & Seitz Berlin.
- . 2013. "Hans Magnus Enzensberger und das 'Kursbuch.'" In *"1968" – Eine Wahrnehmungsrevolution? Horizont-Verschiebungen des Politischen in den 1960er und 1970er Jahren*, edited by Ingrid Gilcher-Holtey, 13–27. München: Oldenbourg.
- Marx, Karl. 1960. "Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte." In *Karl Marx/Friedrich Engels, Band 8*, 111–207. Berlin: Dietz.
- Melin, Charlotte Ann. 2000. "Hans Magnus Enzensberger." In *Encyclopedia of German Literature, Volume 1: A–I*, edited by Matthias Konzett, 250–54. Chicago: Fitzroy Dearborn.
- . 2003. *Poetic Maneuvers: Hans Magnus Enzensberger and the Lyric Genre*. Evanston: Northwestern UP.

- Mewes, Horst. 1973. "The German New Left." *New German Critique* 1: 22–41.
- Michalzik, Peter. 2002. *Unselb: Eine Biographie*. München: Karl Blessing.
- Mohr, Reinhard. 2008. *Der diskrete Charme der Rebellion: Ein Leben mit den 68ern*. Berlin: WJS.
- Müller, Jan-Werner. 2003. "1968 as Event, Milieu, and Ideology." In *German Ideologies Since 1945: Studies in the Political Thought and Culture of the Bonn Republic*, edited by Jan-Werner Müller, 117–43. New York: Palgrave Macmillan.
- Nusser, Karl-Heinz. 1978. "Sachliteratur zur Philosophie und Soziologie." In *Kindlers Literaturgeschichte der Gegenwart: Die deutschsprachige Sachliteratur*, edited by Rudolf Radler, 38–94. München: Kindler.
- Petersdorff, Dirk von, ed. 2010. *Hans Magnus Enzensberger und die Ideengeschichte der Bundesrepublik: Mit einem Essay von Lars Gustafsson*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter.
- Rim, Byung-Hee. 2000. *Hans Magnus Enzensberger: Ein Paradigma der deutschen Lyrik seit Mitte der 1950er Jahre*. Frankfurt a.M.: Peter Lang Publishing.
- Rivkin, Julie, und Michael Ryan, eds. 2004. *Literary Theory: An Anthology*. Malden: Blackwell.
- Schmidt, Ulrich. 1993. *Zwischen Aufbruch und Wende: Lebensgeschichten der sechziger und siebziger Jahre*. Tübingen: Max Niemeyer.
- Schnell, Ralf. 2003. *Geschichte der deutschsprachigen Literatur seit 1945*. Stuttgart: Metzler.
- Siegfried, Detlef. 2018. *1968: Protest, Revolte, Gegenkultur*. Ditzingen: Reclam.
- Slobodian, Quinn. 2012. *Foreign Front: Third World Politics in Sixties West Germany*. Durham: Duke UP.
- Thomas, R. Hinton, und Keith Bullivant. 1974. *Literature in Upheaval: West German Writers and the Challenge of the 1960s*. Manchester: Manchester UP.
- Tyson, Lois. 2006. *Critical Theory Today: A User-Friendly Guide*. New York: Routledge.
- Vinen, Richard. 2018. *1968: Radical Protest and Its Enemies*. New York: HarperCollins.
- Wainwright, Hilary. 1999. "1968's Unfinished Business – Cultural Equality and the Renewal of the Left." In *New Left, New Right and Beyond: Taking the Sixties Seriously*, edited by Geoff

Andrews, Richard Cockett, Alan Hooper, und Michael Williams, 125–43. New York: St. Martin's Press.

Weiss, Andreas von. 1969. *Die Neue Linke: Kritische Analyse*. Boppard: Harald Boldt.

Wesel, Uwe. 2002. *Die verspielte Revolution: 1968 und die Folgen*. München: Karl Blessing.

Wieland, Rainer, ed. 1999. *Der Zorn altert, die Ironie ist unsterblich: Über Hans Magnus Enzensberger*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

**Als Arbeitertochter unter Marx' Erben: Eine Lesart zu  
„Klassenliebe“ von Karin Struck**

Sven Glawion

Universidade de Brasília Núcleo de Estudos de Línguas e Culturas Germânicas

Das Jahr 2018 war ein Jahr vieler Jubiläen. Neben dem Reformationsjubiläum gab es zwei weitere runde Geburtstage: den 200. Geburtstag von Karl Marx und 50 Jahre 1968. In Deutschland wird diese nun 50 Jahre alte *68er-Bewegung*, also die linke Bewegung, die Ende der 1960er Jahre in den USA und vielen Staaten Europas entstand, auch als *westdeutsche Studentenbewegung* bezeichnet. Grund dafür ist, dass in Westdeutschland (anders als z.B. in Frankreich) die Universitäten das entscheidende Zentrum der Bewegung bildeten. Der andere Jubilar, Karl Marx, wurde „zum unumstrittenen Vordenker“ (Glaser 1991, 308) der rebellierenden Student\*innen, denn „er bot das Begriffsarsenal für die Hoffnung, über die Negation der Negation und mit Hilfe der Aktivierung von Phantasie und Hoffnung die Utopie einer nicht entfremdeten Gesellschaft verwirklichen zu können“ (Glaser 1991, 308). Im Jubiläumsjahr 2018 konnte diese Verbindung aufgegriffen und erneut analysiert und diskutiert werden. So zeigte, um nur ein Beispiel zu nennen, der Westdeutsche Rundfunk unter dem Titel „Marx und seine Erben“ eine Dokumentation, in der nicht nur Politiker\*innen wie Sarah Wagenknecht oder Janis Varoufakis interviewt wurden, sondern mit Peter Schneider auch ein ehemaliger Vertreter der *westdeutschen Studentenbewegung* zu Wort kam. (Vgl. Westdeutscher Rundfunk 2018)

Diese vermeintlichen Erben Marx' der *68er-Bewegung*, die begeistert von der *Arbeiterklasse*, dem *Klassenkampf* und der *Revolution* sprachen, waren aber in ihrer Mehrheit Söhne und Töchter aus dem Bürgertum (vgl. Glaser 1991, 329) und kannten Arbeiter\*innen oft „bestenfalls vom Aufstellen eines Baugerüsts oder vom Bier in einer Eckkneipe“ (Schneider 2008, 208f.). Einige von ihnen gingen zwar zu den Arbeiter\*innen in die Fabriken, folgten dabei aber oft im ungebrochenen Paternalismus

dem Ziel, diese „zur Übernahme der Industrie [zu] erziehen“ (Enzensberger 1968, 163), so wie es Bernd Rabehl in einem Interview propagiert hatte.

In einer Retrospektive auf die *68er-Bewegung* sowie auf das, was ihr folgte, wurde 1973 dieser Blick auf Arbeiter\*innen zum Thema des Romans „Klassenliebe“. Seine Autorin, Karin Struck (1947-2006), hatte sich ebenfalls in dem Kontext von 1968 politisiert. So engagierte sie sich im SDS (Sozialistischer Deutscher Studentenbund), gehörte zur „Gruppe 61“ und zum „Werkkreis Literatur der Arbeitswelt“ und war für eine kurze Zeit Mitglied in der DKP (Deutsche Kommunistische Partei). (Vgl. Adler und Schrimpf 1984, 21) Anders als die Mehrheit ihrer Genoss\*innen aus der *68er-Bewegung* waren ihre Eltern jedoch Arbeiter\*innen, ursprünglich bäuerlicher Herkunft. Was es bedeutet, eine Arbeitertochter zu sein, wurde für Karin Struck in ihrem Leben, ihrer Politik und ihrer Literatur zur zentralen Frage und um diese soll es auch im vorliegenden Artikel gehen. Dabei werden drei Fragen zum Roman „Klassenliebe“ verfolgt: Wie wird die Identität einer linken Arbeitertochter in „Klassenliebe“ literarisch entfaltet und problematisiert? Wie werden dabei Sprache und literarische Formen eingesetzt? Und abschließend: Welche Bedeutung kommt dem Roman für ein Verständnis der *68er-Bewegung* zu?

Um auch in der Sprache deutlich zu machen, dass sich im Kontext von 1968 Studierende aller Geschlechter politisierten, wird im Folgenden von *Student\*innenbewegung* die Rede sein. Bezogen wird sich dabei auf die westdeutsche Geschichte des Zeitraums um 1968 und damit auch auf die frühen 70er Jahre, in denen sich die Bewegung nach der Auflösung des SDS im Februar 1970 ausdifferenzierte. Der Artikel ist wie folgt gegliedert: Zu Beginn sollen unter I.) formale Merkmale des Romans betrachtet und genretheoretische Überlegungen angestellt werden. Dabei wird, indem zwei Ebenen des Romans benannt werden, ein eigenes Interpretationsmodell etabliert. Unter II) geht es um den im Roman dargestellten Geschlechterkonflikt, der im Sinn einer Interdependenz von *Klasse* und *Geschlecht* auch als Klassenkonflikt gelesen wird. Nachdem bereits unter I) dargestellt wurde, wie die literarische Form den Inhalt unterstützt, soll das unter III) am Beispiel der sprachlichen Gestaltung vertieft werden. Anschließend folgt eine Analyse der im Roman problematisierten Identität als Arbeitertochter, wobei unter IV.) die Familie und unter V.) die Tochter fokussiert wird.

Unter VI.) geht es um die im Roman dargestellten Lösungen der Konflikte und unter VII.) soll „Klassenliebe“ abschließend im Kontext von Literaturgeschichte und Genre verortet werden.

### **I. Wer spricht zu wem – und über was?**

„Klassenliebe“<sup>41</sup> entspricht formal einem Tagebuch, wird gelegentlich aber auch durch Briefe und die Wiedergabe ihrer Antworten ergänzt. Die Zeitspanne reicht vom 16. Mai bis zum 25. August 1972, wobei nicht alle Einträge datiert sind. Vereinzelt werden Bezüge zu historischen Ereignissen des Jahres hergestellt (z.B. über Nennung von Namen wie „Ulrike Meinhof“, K 20, 81. 159), das primäre Interesse der Tagebuchschreiberin gilt jedoch nicht dem politischen Geschehen, sondern dem Verstehen der eigenen Person. Die Unmittelbarkeit des Tagebuchs wird formal durch Fehler im Bereich Orthographie, Interpunktion und Syntax veranschaulicht. Unzählige Zitate, überwiegend aus Literatur und aus Bezugstexten der *Student\*innenbewegung* (vgl. Breuer 2002, 119), ergänzen den Text. Ihrer Bedeutung soll sich noch unter VI.) gewidmet werden.

Inhaltlich erinnert sich die Tagebuchschreiberin Karin an Szenen ihrer Kindheit und Jugend als Flüchtlingskind bäuerlicher Herkunft und schließlich als Arbeitertochter auf einem kleinstädtischen Gymnasium, schreibt über ihr gewerkschaftspolitisches Engagement, klagt über Probleme beim Verfassen ihrer Doktorarbeit und notiert immer wieder einzelne Gedanken zu ihrer umfangreichen Lektüre. Als einer ihrer zentralen Konflikte erweist sich ihre unglückliche Position zwischen zwei Männern, ihrem Ehemann, von dem sie sich scheiden lassen will, und dem neuen Geliebten. Diese zunächst triviale Situation wird jedoch mit einem Klassenkonflikt verbunden: Karins Ehemann H., mit dem sie eine gemeinsame Tochter hat, ist Kommunist und ebenfalls ein Arbeiterkind, das über Bildung den sozialen Aufstieg versucht. Dagegen handelt es sich bei Z., dem neuen Mann, um einen Schriftsteller und linken Intellektuellen bürgerlicher Herkunft, von dem sie ein Kind möchte und schließlich auch erwartet. Karin leidet darunter, dass sie sich einerseits der Welt von H. gegenüber entfremdet, sich aber andererseits die Welt von Z. nicht aneignen kann. Das Gefühl, von beiden Seiten Ausgrenzung zu erfahren und isoliert in einem Zwischenraum zu stehen, bildet

den eigentlichen Konflikt des Textes: „Kaum bin ich eine ‚Intellektuelle‘, stoßen mich die Arbeiter weg, intellektuellenfeindlich aus Angst und Minderwertigkeitsgefühl, stoßen mich die anderen weg, weil ich gar keine ‚richtige‘ Intellektuelle bin und nie sein werde.“ (K 49)

Damit ist skizziert, über *was* in „Klassenliebe“ gesprochen wird, aber *wer* spricht *zu wem*? Für eine erste Annäherung an eine Antwort muss das Genre näher betrachtet werden. Mit Verweis auf die Selbstaussagen von Diarist\*innen weist Peter Boerner darauf hin, dass auch ein Tagebuch so verfasst wird, als gäbe es ein Publikum. (Vgl. Boerner 1969, 25f.) Das schreibende Ich kommuniziert also nicht nur mit sich selbst, sondern imaginiert sich ein Gegenüber, allerdings bleibt der entstehende Text im Regelfall privat oder sogar geheim. Eine Schwelle wird allerdings überschritten, wenn das Tagebuch publiziert wird: „Damit erreicht das Tagebuch das Stadium einer nicht mehr zufälligen oder beiläufigen, sondern einer beabsichtigten literarischen Produktion und hat die Grenze vom Privaten zum Öffentlichen überschritten. Es ist ein ‚literarisches‘ Tagebuch geworden.“ (Boerner 1969, 26)

Trotz seiner Form ist „Klassenliebe“ jedoch weniger als *literarisches Tagebuch* denn als *Autobiographie* rezipiert worden. In dieser Lesart wären die Karin, die schreibt, und ihre Autorin, Karin Struck, identisch. Tatsächlich verweist der Name der Tagebuchschreiberin, Karin „Strauch“ (K 113), geradezu demonstrativ auf die Autorin und auch die unzähligen Parallelen zwischen dem Leben Karin Strucks und „Karin Strauchs“ provozieren eine autobiographische Lesart: Herkunft aus einer Arbeiterfamilie mit bäuerlicher Prägung, Flucht (für Struck im Jahr 1953 von der DDR nach Westdeutschland; vgl. Adler und Schrimpf 1984a, 381), Studium, linke Politisierung, Trennung vom Ehemann und Beziehung mit einem linksintellektuellen und bürgerlichen Schriftsteller (in Strucks Fall mit Arnfried Astel: vgl. Breuer 2002, 117, Jurgensen 1985, 64). Zunächst lässt sich also sagen, dass Karin Struck aufgrund dieser Entsprechungen einen „autobiographischen Pakt“ mit den Leser\*innen abschließt, der nach Philippe Lejeune immer dann besteht, wenn „die Identität des *Namens* (Autor-Erzähler-Figur)“ (Lejeune 1998 [1975], 231) im Text „zurückweisend auf den Namen des Autors auf dem Titelblatt“ (Lejeune 1998 [1975], 231) bestätigt wird. Allerdings deutet sich im Fall von „Klassenliebe“ eine zweifache

Vertragsbrüchigkeit an, denn zum einen variiert Struck den Namen (Karin Struck, Karin Strauch) und zum anderen veröffentlichte sie ihren Text als einen *Roman*. Dieser Hinweis auf Literarizität scheint beabsichtigt, denn Karin Struck selbst sagte, sie stelle in ihren Texten immer wieder „das private Material“ (Struck 1984 [1977], 53) dar, das aber „in heilloser und unentwirrbarer Mischung Autobiographie und Fiktion“ (Struck 1984 [1977], 53) sei. Letztendlich soll hier auch den grundlegenden Einwänden Martina Wagner-Egelhaafs gefolgt werden, nach denen Autobiographie „nicht beschriebenes, sondern geschriebenes Leben“ (Wagner-Egelhaaf 2000, 16) bedeute und die deshalb vorschlägt „die Äußerungsformen des autobiographischen Ichs in ihrer Rhetorizität zu beschreiben und die konstitutive sprachliche Verfasstheit von Individualität und Subjektivität wahrzunehmen“ (Wagner-Egelhaaf 2000, 16).

Summa summarum wird im vorliegenden Artikel eine zweiteilige Antwort auf die Frage, wer zu wem spricht, vorgeschlagen: Textimmanent adressiert „Karin Strauch“ Freund\*innen in ihren Briefen und kommuniziert über ihr Tagebuch mit sich selbst und mit einem imaginierten Publikum. Auf der Ebene der literarischen Konstruktion spricht Karin Struck in ästhetischer Verfremdung durch die von ihr entwickelte „Karin Strauch“ zu den Leser\*innen.

Dieser Ansatz ermöglicht auch, wie im Folgenden gezeigt werden soll, einen erweiterten Blick auf die literarische Thematisierung der *Student\*innenbewegung* in „Klassenliebe“. Aus ihm ergeben sich ebenso bestimmte begriffliche Entscheidungen: So wird in diesem Artikel durchgehend zwischen „Karin“ und „Karin Struck“ unterschieden. „Karin“ wird als Schreiberin eines Tagebuchs bzw. Verfasserin von Briefen verstanden und deshalb nicht als *Erzählerin*, wohl aber – aufgrund des literarischen Charakters von „Klassenliebe“ – als *Figur* bezeichnet. In Anbetracht der vielen möglichen und gleichzeitig unmöglichen Genrebezeichnungen – Ulrich Breuer schlägt „offenes Tagebuch mit Übergängen zum Essay, zum Brief und zur Autobiographie“ (Breuer 2002, 120) vor, was zwangsläufig vage bleibt – wird die von der Autorin gewählte Bezeichnung „Roman“ vorerst übernommen, abschließend aber noch einmal kritisch diskutiert.

## II. Beziehungskonflikt als Klassenkonflikt

In ihrem Tagebuch und in ihren Briefen arbeitet sich Karin an der Linken regelrecht ab und äußert sich häufig empört: „Diese beschissenen Linken kriegen ein Leuchten in die Augen, wenn sie nur das Wort ‚Arbeiter‘ hören.“ (K 108) Ähnlich beschwerte sich H., so notiert Karin, über die Faszination für Kollektivität dieser, wie er sie bezeichnet, „einsamen von ihrem Ich überwucherten Intellektuellen“ (K 253). Karin und H., die schließlich auch Linke sind, distanzieren sich dabei weniger von den politischen Ideen, generieren aber eine identitäre Gegenüberstellung von ‚wir als Arbeiterkinder‘ einerseits und ‚die linken Bürgerkinder‘ andererseits. Diese Bürgerkinder und linken Intellektuellen scheinen in ihren Augen den weitmöglichen Erfahrungsabstand zur Wirklichkeit und besonders zu den Arbeiter\*innen zu haben.

Dieser Abstand beweist sich für Karin in vielfacher Weise. Sie schreibt auf, wie sich einige Intellektuelle über Kitsch lustig machen und damit über den vermeintlich schlechten Geschmack bildungsferner Menschen spotten würden (vgl. K 75) oder wie ein wissenschaftlicher Assistent die Arbeit mit den Händen romantisiere (vgl. K 209), was lediglich seine Ahnungslosigkeit offenbare. Auch für die Bedürfnisse der Arbeiter\*innen zeigten diese Linken kein Verständnis, so könnten sie z.B. hinter dem Wunsch nach einem Eigenheim nicht den „Traum vom eigenständigen Leben und von einem freien Dasein“ (K 252) erkennen. Gegenüber Bürgerkindern, die für den Sozialismus streiten, ist Karin eher misstrauisch. So schreibt sie z.B. mit demonstrativer Distanz von einem „revoltierende[n] Sohn eines Bankdirektors“ (K 186) oder vermutet hinter dem politischen Einsatz bürgerlicher Linker die Wut sozial Abgestiegener, die eigentlich nur ihre alte Welt zurückhaben wollen (vgl. K 167).

In Karins Perspektive unterscheidet sich ihr Geliebter Z. dabei nicht von anderen Bürgerkindern. Im Gegenteil: Oft entsteht der Eindruck, ihr sei diese bürgerliche Überheblichkeit erst in der Beziehung mit Z. aufgefallen. So notiert Karin die Erinnerung an eine typische arrogante Äußerung Z.s: Z. vertrat dabei die Meinung, Arbeiter\*innen seien nur auf kurze und heftige Bedürfnisbefriedigung hin orientiert, weil ihnen für Genuss zu wenig Zeit bliebe. (Vgl. K 87) Sein Beleg entstammte aber nicht der Erfahrung, sondern Karl Marx' Werk „Das Kapital“ (vgl. K 87). Um

Abgrenzung bemüht notiert Karin: „[...] aber auch das ist schon wieder eine alte Beschreibung, und was heute ist, wissen die bestimmt nicht, diese Bürger.“ (K 87)

Steht zu Beginn von „Klassenliebe“ Karins Abkehr von ihrem Ehemann H. und die Liebe zum linken Intellektuellen Z. im Vordergrund, so distanziert sie sich zunehmend von Z. und meint gleichzeitig, dass H. ein fürsorglicher und verantwortungsbewusster Vater sei (vgl. K 226). Z. hingegen versucht, Karin mit links klingender Theorie auf Distanz zu halten. Er spricht von der „sozialisierbaren Liebe“ (K 190), „nach der jeder Liebende und jeder Geliebte ersetzbar sei“ (K 190) und zeigt damit primär seine mangelnde Bereitschaft, irgendeine Form von Verbindlichkeit und Verantwortung zu übernehmen. Auf Karins Depressionen reagiert er mit äußerster Gefühlskälte (vgl. K 190) und Verständnis für Karins Minderwertigkeitskomplexe kann er scheinbar nicht aufbringen: So verfehlt er Karins Selbstzweifel in Bezug auf ihren Wunsch, Schriftstellerin zu werden, geradezu lächerlich, indem er ihr die links klingende Phrase „jeder Mensch ist ein Schriftsteller“ (K 121) entgegen hält.

Karin interpretiert ihre Erfahrungen mit den zwei Männern innerhalb einer politischen Matrix und meint, H.s Verhalten habe sie in Z.s Arme getrieben: „Die heruntergekommene marxistische Theorie hat H. sterilisiert. Ich wäre nicht auf Z.s Sinnlichkeit und Anschaulichkeit hereingefallen.“ (K 226) Aber erst nachdem sich Z.s Sensibilität als Täuschung erwiesen hat und er außerdem als Leiter einer Literaturabteilung im Rundfunk eine bürgerliche Berufskarriere beginnt, begehen sie und H. einen Schulterschluss: „„Unterschicht“ ist für ihn [gemeint ist Z.; S.G.] ein exotisches Fremdwort. Und das Wort ‚Klasse‘ wie eine Auster. Wenn die das Wort ‚Klasse‘ sagen, diese marxistischen Bürger, sagt H., schlürfen sie eine Auster.“ (K 227f.) Z. scheint seine hegemoniale Position gar nicht zu leugnen, wendet Karins Herkunft aber gegen sie selbst und spricht „von ‚Klassenverrat‘ gegen H., wenn wir uns lieben“ (K 241).

Wenn „Klassenliebe“ aber nicht mit einer Autobiographie verwechselt, sondern als literarischer Text verstanden wird, dann zeigt sich hier etwas anderes als eine Verschriftlichung von Beziehungskrisen. Eines der Themen des Textes, nämlich der durch Arroganz und Ignoranz verstärkte Antagonismus zwischen Arbeiterkindern und Bürgerkindern, wird am Beispiel eines Beziehungskonflikts entfaltet. H. und Z. stehen

nicht für reale Personen aus dem Leben der Autorin, auch wenn sie in diesem Vorbilder haben können, sondern sind vielmehr Platzhalter für ein gesellschaftliches Thema, das literarisch bearbeitet werden soll. So ist es auch nur konsequent, dass sie, anders als viele andere Figuren auf der Textebene, auf die Abkürzungen H. und Z. reduziert werden. Über diese Prototypen markiert die Autorin die Linke als einen ‚männlichen Raum‘<sup>ii</sup>, der sich in ihrer Logik über die Abwesenheit von Sensibilität definiert: H. ist unter den Linken ein unsensibler Mann *geworden*, Z. ist pseudo-sensibel und findet deshalb unter Seinesgleichen in der Linken eine Bühne der Selbstdarstellung. Dieser ‚männliche Ort‘ ist folglich ein unwirtlicher Ort für Frauen und für Arbeiterkinder (die, wie H., beschädigt werden können). Dementsprechend empfindet sich Karin als Arbeitertochter in doppelter Weise ausgegrenzt.

Zwei Spezifika der frühen Rezeption von „Klassenliebe“ haben den Blick auf diese Dimension des Textes verstellt: Neben der bereits problematisierten Interpretation des Romans als *Autobiographie* wurde er oft monothematisch gelesen. So schreibt z.B. Rolv Heuer in in der „Konkret“ vom 10.05.1973 (von Karin im Text als „Scheußliches Blatt“ bezeichnet; K 121), „Klassenliebe“ sei ein „sozial dramatisierter, manierter Kolportageroman über Liebes- und Eheaffären“ (Heuer 1984 [1973], 188). Grund seines Ärgers ist besonders Strucks vermeintlich falsches Verständnis, von dem, was *Revolution* bedeute. (Vgl. Heuer 1984 [1973], 186) Massiver Widerspruch kam kurz darauf von Alice Schwarzer, die Heuer zu denen zählte, „die ihre Kritiken mit dem Penis schreiben“ (Schwarzer 1984 [1973], 237). Das formulierte sie so scharf, weil sie Heuers Rezension chauvinistisch fand und auch die These vertrat, es ginge in Strucks Roman primär um ein ganz anderes Thema, nämlich um das Geschlechterverhältnis (vgl. Schwarzer 1984 [1973], 236f.). Im vorliegenden Artikel sollen hingegen, wie es in der Intersektionalitätsforschung getan wird, „soziale Kategorien *selbst* als interdependent konzeptualisiert“ (Dietze et. al. 2007, 9) werden. *Geschlecht* und *Klasse* können demnach nicht als getrennte Kategorien betrachten werden, was in Bezug auf „Klassenliebe“ bedeutet, dass Karin immer sowohl als Frau als auch als Arbeiterkind schreibt.

### III. Die Sprache der ‚Anderen‘

Dass die Tagebuchschreiberin Karin in der *Student\*innenbewegung* keinen Ort findet, wird auf der Ebene der literarischen Konstruktion auch dadurch gezeigt, dass sich Karins Ausführungen bereits begrifflich einem klaren marxistischen Profil entziehen. Auch dadurch wird klar, dass sie nicht ‚deren‘ Sprache spricht.

Wenn es um die Darstellung sozialer Verhältnisse geht, dann fällt zunächst auf, dass Karin marxistisches Vokabular verwendet. So schreibt sie von „Arbeiterklasse“ (vgl. z.B. K 49, 61, 76, 77, 80, 106, 166, 203), „Proletariat“ (vgl. z.B. K 55, 202, 278), „Bourgeoisie“ (vgl. z.B. K 41, 54), „Revolution“ (vgl. z.B. 41, 47) und sogar (zurückverlagert in eine Kindheitserinnerung) von „Klassenfeindin“ (K 59). Aber Karins Marxismus erweist sich als oberflächlich und inkohärent. So verwendet sie gelegentlich auch eine schichttheoretische Terminologie, die in Fortführung, aber auch Abgrenzung zu Marx' Analysen entwickelt wurde, z.B. wenn sie Begriffe wie „höhere Schichten“ (vgl. z.B. K 80), „Sozialschichten“ (K 262) oder auch gänzlich umgangssprachlich „höhere Töchter“ (K 95, 196) verwendet. Diese Widersprüchlichkeit zeigt sie auch dadurch, dass sie sich einmal ihrer fachlichen Grenzen bewusst wird („Muß Marx noch studieren.“; K 80), ein anderes Mal aber behauptet, Expertise zu haben („Wenn ich jetzt nichts von Marxismus wüßte.“; K 259).

Diese Unstimmigkeiten und die gelegentlich naiv wirkende Sprache Karins lassen sich auf der Ebene der literarischen Konstruktion als bewusste Missachtung von Dogmatik und ‚reiner Lehre‘ interpretieren. Sie sind damit nicht zufällig, sondern dekonstruieren sprachliches Imponiergehabe im linken politischen Diskurs, der (vgl. II.) als männlich-bürgerlicher zu denken ist. Auch formal verstärkt die Autorin das, indem sie sich bemüht, Verwirrung zu stiften. So wird z.B. oft nicht deutlich, wem welche Aussage zuzuordnen ist, was an dem Tagebucheintrag vom 17. Juni exemplarisch aufgezeigt werden soll. Dieser lautet: „Man weide nicht ungestraft auf den Gründen der Oberklasse, besuche nicht ungestraft ihre Hochschulen, lese nicht ungestraft ihre Bücher, bediene sich nicht ungestraft ihrer Wissenschaften, Vorrechte, Gewohnheiten, Frauen. In winziger Dosis, kaum merklich, fließe ihr Gift in einen über, erfaßten einen Lähmungen.“ (K 81f.) Hier fallen der etwas undefinierte Begriff der „Oberklasse“, der biblische Sprachduktus und die Verwendung indirekter Rede auf. Allerdings wird diese

Stelle nicht als Zitat markiert. Wer spricht? Ist es Karin, die hier mit religiöser und politischer Sprache spielt, zitiert sie jemanden oder meldet sich hier eine innere und partiell moralisch-religiöse Stimme zu Wort, die Karin warnen möchte? Christa Rotzoll fordert angesichts dieser Uneindeutigkeiten, Karin Struck solle ihr „Publikum ein bißchen weniger verachten“ (Rotzoll 1984 [1973], 205), so könne schließlich keiner folgen. Damit entgeht ihr, wie bewusst diese vermeintliche „Verachtung“ literarisch eingesetzt wird – bis hin zur Respektlosigkeit: Als die junge Karin einen Suizid versucht, wählt sie als Gewichte, mit denen sie ins Wasser gehen will, die Bände des „Kapitals“ aus. (vgl. K 176) Zynischer lässt sich der praktische Nutzen marxistischer Theorie kaum parodieren.

Zu diesem entheiligten Marxismus, der auch in seinen geschlechtertheoretischen Aussagen für Karin unverständlich bleibt (vgl. K23), wird allerdings auch kein Gegengewicht aufgebaut, z.B. in Form eines marxistisch-feministischen Diskurses. Die Figur Karin ist anscheinend in keinem frauenpolitischen Kontext aktiv und ihr Impuls zum Protest ist manchmal nicht mehr als eine im Schweigen verhallende Empörung einer Tagebuchschreiberin: „Wann machen *wir* den Aufstand *selber*? Aber der Aufstand der Weiber läßt die Veränderung der Männer außer acht.“ (K 94) Überwiegend bleibt sie auf Männer bezogen, sucht bei ihnen ihren Ort („Es zieht mich zu H., und es zieht mich zu Z. Wohin gehöre ich?“; K 239) und entwirft von sich selbst das Bild einer passiven, fast schon determinierten Frau: „Ich bin zwischen zwei Klassen und habe mich auch wohl mit den Männern beider Klassen abzugeben, einzulassen, bleibt mir nicht anderes übrig, auch Kinder von beiden zu kriegen [...]“ (K 174) Sie definiert ihre Weiblichkeit in Relation zu Männern („Frau sein können. Was ist das? Geliebte, lieben, geliebt werden.“; K 180)<sup>iii</sup>, H.s Gewaltausbrüchen möchte sie mit Sanftheit begegnen (vgl. K 129) und ihre Probleme mit Z. versucht sie dadurch zu lösen, dass sie ihn mit einem gemeinsamen Kind an sich zu binden versucht (vgl. K 90, 130, 179, 198). Auch wenn Karin, wie bereits herausgearbeitet wurde, sich als Arbeitertochter einer doppelten Marginalisierung bewusst ist, so lässt sich über einige ihrer Notizen (z.B. wenn sie über das Problem unbezahlter Reproduktionsarbeit von Frauen schreibt; vgl. K 104) mit den Worten Joanne Leals sagen: „they have more the ring of lip-service paid to fashionable

ideas than of commitment [...].“ (Leal 1997, 516). Auch im Feminismus wird für Karin wohl die Sprache ‚der Anderen‘ gesprochen.

#### **IV. Klasse und Klassismus**

Karins viele Notizen über das Leben und die Kultur von Arbeiter\*innen erfüllen in „Klassenliebe“ eine doppelte Funktion. Auf der textimmanenten Ebene, auf der Karin die Autorin ihres Textes ist, wird sie sich im Schreiben ihrer Identität bewusst und findet darin eine fast spirituelle Ruhe: „Seltsam, wie mich das Schreiben beruhigt. Rosenkranzgebet.“ (K 160) Auf der literarischen Konstruktionsebene ist Karin jedoch das Mittel der Autorin, um die Leser\*innen zu adressieren. Karins Notizen über die Arbeiter\*innen erhalten auf dieser Ebene eine fast didaktische Funktion: In Abgrenzung zu den als realitätsfern und ignorant dargestellten bürgerlichen Intellektuellen soll den Leser\*innen (auch den bürgerlichen Intellektuellen unter ihnen) im Folgenden vermittelt werden, wie Arbeiter\*innen ‚wirklich‘ seien.

Was erfahren die Leser\*innen aber von Karin über Arbeiter\*innen? Zunächst geht es in Karins Einträgen um das Nächstliegende, nämlich um harte Arbeit. Dabei mischen sich ihre eigenen Erinnerungen an die Zeit nach dem Abitur, in der sie selbst in einer Fabrik arbeitete (vgl. K 74f.), mit den imaginierten „müden, kranken, verkrampten Gesichtern“ (K 88) von Fabrikarbeiter\*innen, von Arbeiter\*innen, die „gefangen“ (K 156) in Büros und Fabriken „bei lebendigem Leib schmoren“ (K 156) und von der harten Arbeit ihres Vaters (vgl. K 203, 278), die ihm einen „Buckel“ (K 246) bescherte, in Summe also von einer Plackerei, nach der die Arbeiter\*innen „todmüde“ (K 161) ins Bett fallen, so wie sie auch von ihrer Mutter zu berichten weiß, dass diese „von der Arbeit todmüde gewesen sei“ (K 47).

Neben der harten Arbeit schreibt Karin über die mangelnde Bildung der Arbeiter\*innen, die sich einerseits in einer falschen „Ehrfurcht, die sie haben vor ‚Studierten‘“ (K 178), aber auch in „Intellektuellenhaß aus Minderwertigkeitsgefühl, als Abwehr, im Gefühl des Ungenügens“ (K 50) äußern könne. Karin illustriert die Bildungsferne ihrer Eltern und die anderer Arbeiter\*innen besonders mit deren Zugang zu Büchern. Ihre Familie besitze nur zwei, die „im Kleiderschrank zu unterst, zugedeckt mit alten Hemden und Unterhosen“ (K 80) liegen würden. Arbeiter\*innen zitierten

traditionsbewusst die Bibel (vgl. K 32), konsumierten Groschenromane (vgl. K 76, 97, 224), versorgten sich im „Bertelsmann Lesering“ (K 114) mit trivialer Belletristik, würden „Doktor Schiwago“ (K 251), Bücher von Ludwig Ganghofer (vgl. 221) oder Johannes Mario Simmel (vgl. S. 263) lesen und sich über ein Schülerlexikon bilden (vgl. K 70).

Karin schreibt außerdem über vielfache Formen von Verkümmern, Mangel und Sucht. So notiert sie z.B. Erinnerungen, in denen es um Alkoholismus (vgl. 78, 98f.) oder eine schlechten Ernährung (vgl. K 97) geht. Diese Entfremdung umfasse, so Karin, nicht nur den Bereich der existenziellen Bedürfnisse, sondern auch das Verständnis von Arbeit und Freizeit: „dieser perverse Begriff von Arbeit, Arbeit ist Hetze, Arbeit ist Mühe, Arbeit ist Last, Arbeit ist Unlust, Arbeit ist Verkrampftheit, Arbeit ist Hetze, und Entspannung ist den Hosenschlitz aufmachen, Konfekt fressen [...]“ (K 92f.).

Karin bemerkt auch eine Tendenz zur Selbstverkleinerung, die sich bereits in der Sprache äußert: „Die *kleinen* Leute, sagen selbst die *kleinen* Leute.“ (K 246) Mit der Wahrnehmung, „klein“ zu sein, verbindet sich die Vorstellung, „klein“ bleiben zu müssen oder – als Versuch einer Selbstaufwertung – „klein“ bleiben zu wollen. Diese Einstellung pointiert Karin in ihrem Tagebuch mit der Redensart „Schuster bleib bei deinen Leisten“ (K 224) und sie bemerkt, wie sehr sie diese verinnerlicht hat, wenn sie sich z.B. fragt, ob manche ihrer Ideen „überkandidelte Pläne“ (K 243) seien. Am Beispiel ihrer Mutter stellt sie den Abstand vieler Arbeiter\*innen zum Marxismus dar. So neige ihre Mutter dazu, hinter einigen Skandalen „kommunistische Schwarzmalerei“ (K 194) zu vermuten, sie verwende auch nicht den Begriff *Klasse*, sondern sage „die ollen Arbeiter da“ (K 205), ebenso wie sie nicht von der *Bourgeoisie*, aber von „Stand“ (K 215) spreche.<sup>iv</sup>

Trotz der Selbstverkleinerung seien viele Arbeiter\*innen, so Karin, aufstiegsorientiert. So wurde auch Karin trotz eines strapaziös langen Schulwegs (vgl. K 100, 106) und der massiven Diskriminierung, die sie dort als Arbeiterkind seitens der Lehrer\*innen erfahren musste (vgl. K 104f.), zum Gymnasium geschickt. Dabei blieben ihre Eltern aber offensichtlich sowohl ihrer Tochter als auch der höheren Bildung gegenüber skeptisch: Karin erinnert sich an hohen Leistungsdruck (vgl. K 50, 101) und

notiert einen charakteristischen Satz ihrer Mutter, mit der diese auf Karins spätere Krise reagiert: „[...] hätten wir die Karin nur nicht auf die Schule geschickt, wo sie verrückt gemacht worden ist.“ (K 196) Die Normativität, die sich hier zeigt, äußert sich auch sonst in einem deutlichen Konservativismus: So findet es ihr Bruder gut, wenn Frauen nicht erwerbstätig sind (vgl. K 15), ihr Vater, der „rechts steht“ (K 253), will Karin Geld geben, damit sie nicht in eine Kommune zieht (vgl. K 225) und ihre Mutter sagt zu ihr: „Führe doch mal ein normales Leben, Karin.“ (K 225)

Um die Erfahrung von Diskriminierung, „die Menschen aufgrund ihrer ökonomischen und kulturellen Verortung in der Gesellschaft machen“ (Kemper und Weinbach 2009, 13), klarer benennen zu können, schlagen Andreas Kemper und Heike Weinbach den Begriff *Klassismus*, der erstmalig 1974 in Texten der US-Lesben-Gruppe „The Furies“ verwendet wurde (vgl. Kemper und Weinbach 2009, 33), vor. Dabei geht es, so Kemper und Weinbach, nicht nur um die ökonomische Situation, „sondern immer auch um die Aberkennungsprozesse auf kultureller, institutioneller, politischer und individueller Ebene“ (Kemper und Weinbach 2009, 13). Genau diese ideologiekritische Perspektive kann Karin aber nicht einnehmen. Sie stellt stattdessen das gesamte Leben der Arbeiter\*innen einschließlich ihrer Kultur, Werte, Sprache und Gewohnheiten einfach als Resultat harter Arbeit und sozialer Geringschätzung dar. Das ist einerseits unspezifisch und pauschalisierend und zeigt andererseits, dass Karin die Welt schon vor dem Hintergrund bürgerlicher ‚Normalitäten‘ betrachtet, z.B. kann sie die Bücher der Arbeiter\*innen nur deshalb als minderwertig darstellen, weil sie selbst bereits mit dem bürgerlichen Bildungskanon vertraut ist. In diesem Sinn bleiben ihre Aufzeichnungen oberflächlich. Sie reiht überwiegend Klischees aneinander und bleibt dabei auffallend deskriptiv. Ihre Eltern werden nicht als eigenständige Personen sichtbar, die ihr Verhalten selbst erklären können, sondern wirken wie Statist\*innen in einem zeitweise rührseligen Sozialreport, deren Leben gleichzeitig abgewertet wird. Sie deckt damit *Klassismus* nicht auf, sondern reproduziert ihn.<sup>v</sup>

Auf der Ebene der literarischen Konstruktion erfüllen Karins Notizen über Arbeiter\*innen aber eine zweifache Funktion. Inhaltlich wird deutlich gemacht, dass es sich bei den Arbeiter\*innen nicht pauschal um „eine wirklich revolutionäre Klasse“ (Marx und Engels 1989 [1848], 31) handeln kann. Statt Klassenstolz und

revolutionärem Mut, welche die studentischen Rebellen<sup>vi</sup> gerne sehen würden, schreibt Karin von Selbstverkleinerung, Aufstiegsorientierung und Konservativismus. Einmal mehr wird damit auf die Diskrepanz zwischen den Projektionen linker bürgerlicher Intellektueller und der Wirklichkeit hingewiesen. Zum zweiten wird Karins Entfremdung von ihrer Herkunft aufgezeigt. Das wird ihr auch selbst bewusst und ihr Bruder spricht es schließlich aus: „Daß ich merke, wie gehemmt ich bin, ich spreche nicht mehr ‚deren‘ Sprache, fühle mich ‚bewußt‘ und entfernt von ihnen, ich beobachte meine eigene Klasse. Du hast uns immer als Studienobjekt benutzt, sagt Burkhard.“ (K 70) Das, was Karin als ihr Bewusstsein bezeichnet, ist aber schon Effekt ihrer Bildung und ihrer Verbindung zur politischen Linke und verweist damit auf Karins zentrales Thema: der Versuch eines sozialen Aufstiegs durch Bildung.

#### V. Als Arbeitertochter an der Universität

Wenn Karin über *Klasse* schreibt, dann geht es nie direkt um die marxistische Frage, wer welchen Zugriff zu Produktionsmitteln hat. Materielle Fragen sind für die Figur, die doch immer wieder eine, wenn auch gebrochene, Nähe zum Marxismus behauptet, peripher. Das zentrale Thema für Karin ist vielmehr ‚Bildung‘, sie denkt über den Versuch eines sozialen Aufstiegs durch Bildung nach, aber nicht über eine berufliche Karriere, die primär auf ein hohes Einkommen abzielt. Karin möchte Anerkennung für ihr Denken und für ihren intellektuellen Zugang zur Welt erhalten und wählt deshalb (wie ihre Autorin) ein literaturwissenschaftliches Studium. Damit wird sie auch als typische Vertreterin der *Student\*innenbewegung*, deren Proteste ihren Ausgangsort besonders in den geistes- und sozialwissenschaftlichen Instituten fanden, markiert. Gleichzeitig wird hervorgehoben, dass sie eine *Arbeitertochter* ist, die sich nicht, wie die Mehrheit der *Arbeiteröhne*, für ein Studium entscheidet, was sich nach dem mühevollen Bildungsaufstieg auch monetär lohnt (so wie H., der Medizin studiert, vgl. K 238). Karin geht es also nicht um den Aufstieg in die *Bourgeoisie*, wohl aber – auch wenn weder der Figur noch der Autorin dafür schon dieser Begriff zur Verfügung stand – über die Aneignung eines bürgerlichen *Habitus*.

Abgrenzend zur geläufigen Bedeutung, nach der ein persönlicher Verhaltensstil als „Habitus“ bezeichnet wird, ist der *Habitus* in der Terminologie Pierre Bourdieus

gesellschaftlich vermittelt und zeigt sich zwar subjektiv, aber nicht individuell. Er hängt von äußeren Lebensbedingungen, aber auch von der Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Klasse ab. Bourdieu spricht vom Klassenhabitus als „Inkorporation der Klassenlage und der von ihr aufgezwungenen Anpassungsprozesse“ (Bourdieu 2018 [1982], 175), der bestimmte „Formen von Praxis“ (Bourdieu 2018 [1982], 277) und auch das entsprechende „Klassifikationssystem (principium divisionis) dieser Formen“ (Bourdieu 2018 [1982], 277), z.B. einen bestimmten Geschmack, hervorbringe. So werde z.B. eine „unmittelbare Vertrautheit mit geschmackvollen Dingen“ (Bourdieu 2018 [1982], 137) von bestimmten *sozialen Klassen* an die nächste Generation wie ein Erbe weitergegeben und helfe dem Nachwuchs, sich anderen *Klassen* gegenüber abzuheben. Bourdieu verbindet diese Analyse mit einer Auffächerung des marxistischen Kapitalbegriffes in verschiedene Kapitalformen (z.B. ökonomisches, kulturelles, soziales Kapital), die jeweils geerbt oder erworben werden könnten und unterschiedlich eingesetzt werden müssten (vgl. Bourdieu 2018 [1982], 143-150 und 193-195). Damit schärft er den Blick dafür, dass die Identität einer *sozialen Klasse* nicht nur über Besitz und Geld, sondern auch über Bildung, Kontakte, Gewohnheiten, Geschmack, soziale Kompetenzen etc. vermittelt wird. So können folglich Arbeiterkinder, die in ihrer Ausgangsposition oft kapitalschwach sind, über die Aneignung bestimmter Kapitalformen (z.B. Bildung) sozial aufsteigen, sie sind dabei aber denen gegenüber habituell im Nachteil, die diese Kapitalformen quasi ‚geerbt‘ haben.

Trotz aller Arbeit, die Karin in ihren Bildungsaufstieg investiert hat, mangelt es ihr aufgrund ihrer sozialen Herkunft am *kulturellen Kapital*, um in der Welt bürgerlicher Intellektueller anzukommen. Ihr Leiden an dem „böhmische[n] Dorf Dissertation“ (K 103) stärkt ihr Gefühl, an der Universität fremd zu sein. Der Druck erhöht sich durch ihr Bild von Wissenschaft: „Und ich arme Irre glaube, Forschung ist etwas Heiliges. Ich will etwas erforschen, für das Geld, das die Arbeiterklasse für mich zahlt. Ich arme Irre.“ (K 61) Anders als viele bürgerliche Student\*innen, die es gewohnt sind, dass ihre Bildung finanziert wird, blockiert sich Karin durch die Vorstellung, eine moralische Verpflichtung den Arbeiter\*innen gegenüber zu haben.

Zum *Klassismus* gehöre, so Kemper und Weinbach, auch eine Strategie der Naturalisierung (vgl. Kemper und Weinbach 2009, 24f.). Im Bürgertum wird Bildung

deshalb auch oft als ‚Begabung‘ oder als ausschließlich persönliche ‚Leistung‘ dargestellt und dabei Ressourcen und Privilegien (gute Schule, Privatstunden, gebildetes Umfeld, Sprachreisen und Auslandsaufenthalte, Zugang zu Büchern und Instrumenten etc.) als quasi-selbstverständlich ausgeblendet. Karin hat hingegen das Gefühl, sich in die höheren Bildungsinstitutionen „gegaunert“ (K 80) und dort alles „ergaunert“ (K 106) zu haben, d.h. dass sie ihre eigene Leistung weder wertschätzen noch nach außen selbstbewusst herausstellen kann. Die Worte des Psychologen im Arbeitsamt – Worte, die ein Bürgerkind nicht zu hören bekommt – empören sie, sie kann sie aber nicht richtig abwehren: „Ja, intelligent sind Sie nicht allzusehr, [...] aber fleißig und ausdauernd, das sind Sie, wie alle Arbeiterkinder.“ (K 59) Aufgrund ihres schwachen Selbstbewusstseins hallen diese Einschätzungen bei ihr nach, sodass sie an späterer Stelle wieder darauf zurückkommt: „[...] sogenanntes Genie entstehe nur in der Reihe von hochbegabten Familien, aus der Masse des Volkes gebe es nur ‚Zufallstreffer‘.“ (K 182) Während der männliche Bildungsaufsteiger H. so etwas als „faschistische Theorie“ (K 182) abwehren kann, sagt Karin: „Ich bin nichts.“ (K 182), womit seitens der Autorin auch ein Geschlechterunterschied in der inneren Verarbeitung von Abwertung angedeutet wird. Arbeitersöhnen, die Professoren geworden sind, weist sie im Text ein Karrieremuster zu, das überwiegend auf Verdrängung basiert (vgl. K 62, K 158) und für ihre weibliche Figur Karin nicht praktikabel ist.

Karins Erfolg, es an die Universität geschafft zu haben, und die gleichzeitig erfahrene Abwertung beschädigen auch ihre Fähigkeit, sich selbst adäquat einschätzen zu können, so dass sie zwischen euphorischer Selbstüberschätzung („Ich bildete mir ein, eine Rosa Luxemburg zu sein und zu werden.“; K 116) und völliger Überforderung („Wann soll ich denn das alles studieren? Ich muß doch hundertfünfzig Jahre alt werden, ich muß.“; K 145f.) hin- und herschwankt. Bestätigung kann deshalb nur von außen kommen. So plagt sie „die Gier, anerkannt, beachtet, geliebt zu sein“ (K 54) und sie erkennt ihre Abhängigkeit: „Was mich so erschreckt: daß ich ohne das Lob von anderen gar nichts bin, ich lebe ‚von Gnaden‘ anderer.“ (K 171) Sie findet aber keinen Ausweg aus ihrem beschädigten Selbstwertgefühl und generiert stattdessen ein äußerst destruktives Mantra: In fast zwanghafter Wiederholungsschleife klagt sie darüber, dass sie sich nichts merken kann (vgl. K 44, 82, 101, 102, 117, 120, 143, 259). In letzter

Konsequenz nähren diese Empfindungen die Distanz zum eigenen Bildungsverständnis. War Karins Blick auf das Bildungsbürgertum lange Zeit geprägt von „Sehnsucht, zu können was sie können, sie zu schlagen“ (K 103), tritt nach und nach eine Entzauberung der Bildungsbürger\*innen und eine zaghafte Aufwertung ihrer eigenen Leistung ein: „Diese Intellektuellen lesen ja nie ein Buch ‚von vorne bis hinten‘, das machen eben nur Kinder wie wir, wie H. und ich.“ (K 202)

In dieser zunehmenden Distanzierung bleibt Karin vom bürgerlichen *Habitus* und den dazugehörenden Vorstellungen von Stil und Geschmack beeindruckt (vgl. K 259), äußert sich aber trotzdem scharf gegen die linken bürgerlichen Intellektuellen. Beides wird besonders am textimmanenten Diskurs über Literatur deutlich. Nicht nur bei den philosophischen Klassikern der 68er hat Karin das Gefühl, hier würde eine andere Sprache verwendet („aber warum ist diese schwere Begrifflichkeit für uns nicht faßbar, Jutta, was sind das für Bücher, Jutta“; K 144, in Bezug auf Habermas), auch bei Biographien beklagt sie die bürgerliche Hegemonie: „Wo sind die Bücher von meinesgleichen?“ (113) Wichtig bleiben für sie jedoch die vielfach von ihr zitierten kanonischen literarischen Texte – und das trotz aller Ambivalenz zum bildungsbürgerlichen Kulturbegriff, die so groß ist, dass sie am Ende ihres Studiums denkt, sie müsse „noch einmal neu Literatur studieren“ (K 117). In diesem Zusammenhang äußert Karin und mit ihr die Autorin eine Kritik, mit der implizit an die 68er-Kontroverse vom *Tod der Literatur* (vgl. Beutin et al. 2001, 632-635) angespielt wird. Diesen Bruch der Bürgerkinder mit dem literarischen Bildungskanon deutet Karin aus ihrer Sicht als Phänomen einer Übersättigung. (Vgl. K 118) Damit artikuliere sich auch, so sieht es Karin, eine arrogante und ignorante Haltung denjenigen gegenüber, die anders über Literatur an sich denken und nie die Möglichkeit hatten, sich in ein Verhältnis zum bürgerlichen Literaturkanon zu setzen: „Für uns [Arbeiterkinder; S.G.] ist Literatur wie tägliches Brot, wie Wasser. Kommt das Leben ohne Brot? Was gehen uns die Parolen der linken Bürgersöhnchen an, Literatur sei Scheiße? Gar nichts. Wissen, was Sprache ist. Was heißt für *uns*: Literatur studieren? [...] Sie gönnen uns die ‚geistigen Lehrer‘ nicht, die sie selber haben, die ihnen selbstverständlich sind.“ (K 118) Die Wortführer werden dabei als „Bürgersöhnchen“ männlich markiert, was noch einmal zeigt, dass die *Student\*innenbewegung* als ‚männlicher‘ Raum gesehen wird.

Gina Happich sieht aufgrund solcher Auseinandersetzung mit der sozialen Herkunft in Strucks Roman einen „soziologischen (Roh)stoff“ (Happich 1984 [1973], 195), der aber literarisch wertlos sei. Auch wenn ihr hier widersprochen werden soll, so berührt ihre Kritik doch einen interessanten Punkt, dem kurz nachgegangen werden soll. 1988 erschien unter dem Titel „Scheidelinien. Über Sexismus, Rassismus und Klassismus“ die deutsche Übersetzung von Anja Meulenbelts Buch, in dem sie Erfahrungsberichte über unterschiedliche Formen von Ausgrenzung in den Niederlanden auswertet. Klassistische Diskriminierungserfahrungen seien, so kann sie schließlich folgern, durch wiederkehrende Muster charakterisiert, z.B. durch das Fehlen von Vorbildern (vgl. Meulenbelt 1988 [1885], 85), mangelnde Unterstützung in der eigenen sozialen Gruppe (vgl. Meulenbelt 1988 [1885], 87), häufige Abwertung (vgl. Meulenbelt 1988 [1885], 99) oder, im Fall eines sozialen Aufstiegs, durch das belastende Gefühl vieler Menschen, „daß sie nicht zurückkönnen“ (Meulenbelt 1988 [1885], 88). In markanter Überschneidung finden sich diese Beispiele – trotz des zeitlichen Abstands – auch in Strucks Roman. Signifikant ist das besonders, wenn es um die Interdependenz von *Klasse* und *Geschlecht* geht: Meulenbelt schreibt, dass Arbeiterfrauen bzw. Arbeitertöchter Männer derselben Klassenidentität „nicht nur als Unterdrücker sehen“ (Meulenbelt 1988 [1885], 138) und dementsprechend zur Loyalität ihnen gegenüber neigten, selbst dann, wenn diese unangebracht sei. So schreibt auch Karin, die von H. geschlagen wird, dass dessen Aggressionen „die Folgen dieser jahrzehnte- und jahrhundertelang den Arbeitern und Arbeiterkindern einsoufflierten Minderwertigkeit“ (K 147) seien. Diese Parallelen zeigen, dass der literarische und der sozialwissenschaftliche Diskurs trotz aller Unterschiedlichkeit manchmal gemeinsam gesellschaftliche Strukturen aufzeigen können.

## **VI. Die Emanzipation einer Linken von der Linken**

Es bleibt in „Klassenliebe“ aber nicht bei der Problematisierung eines unwirtschaftlichen Zwischenraums, sondern es werden auch Auswege gezeigt. Karin versucht zunächst, sich von alten Bindungen zu lösen und den Rückzug anzutreten. So befreit sie sich von ihrer Fixierung auf Z. und wird sich dabei ihrer Erschöpfung bewusst: „Ruhig in einer ungeheuren Erschöpfung. Als hätte ich meine Liebe mit langen hochgehaltenen

Armen hingestreckt und Z. hätte sie zurückgestoßen. Fast ruhig gegen Z. in einer ungeheuren Erschöpfung. Die Erschöpfung nach den Abiturprüfungen.“ (K 240) Dass über die Nennung der „Abiturprüfungen“ Z.s Abwehr mit Karins beschwerlichem Bildungsweg parallelisiert wird, zeigt noch einmal, dass Karin mit dem Einsatz ihrer gesamten Identität als Frau, Linke und Arbeitertochter in dieser Beziehung involviert war. Mit der gescheiterten Beziehung löst sich Karin auch von ihrer Doktorarbeit, fast so, als hätte diese auch eine Eintrittskarte in Z.s Welt werden sollen. Dass sie damit eine ihrer Brücken in das Bildungsbürgertum abbricht, ist ihr bewusst: „Es wird keine Urkunde geben. Ich habe immer abgestritten, daß die Urkunde etwas bewirkt. Aber sie bewirkt etwas.“ (K 208) Was folgt ist Karins Neuorientierung, die mit einer veränderten Haltung zur Linken, zum Frau-Sein und zu ihrer Herkunft verbunden ist.

Die neue Haltung zur Linken zeigt sich zunächst in einem Rückzug, der nicht überraschend kommt, da Karin schon zu Beginn des Romans die Arbeitsethik und Moral ihrer Genoss\*innen in Frage gestellt hat: „Ich will mich aber gar nicht aufopfern. Ich will jetzt leben. Hier.“ (K 77) Zunehmend setzt sie sich auch von anderen Wertvorstellungen der Linken ab. Während dort ein Wunsch nach Kindern kritisiert wird (vgl. K 122), stiftet ihre Schwangerschaft ihr am Schluss eine neue Identität: „Das ist meine Situation. Ein Leben vor der Geburt.“ (K 275) Ihre kritische Haltung zur Abtreibung (vgl. K 94ff., 131f., 212), die einen Dissens mit der Linken markiert, wird schließlich auch mit dem Thema der sozialen Herkunft verbunden, denn es sind ihre Eltern, die ihr Mut machen, das Kind zu bekommen (vgl. K 209). Damit üben sie letztendlich einen stärkeren Einfluss auf Karin aus als deren politischer Kontext. Die Distanz zur Linken erfolgt also besonders in den Bereichen, in denen sich Karin aufgrund ihrer individuellen Klassen- und Geschlechtsidentität fremd fühlt.

In der fast mythischen Aufladung der Schwangerschaft („Kann die Geburt nicht eine Ekstase werden? Ein dionysisches Fest?“; K 209) artikuliert sich auch eine Vorstellung von Weiblichkeit, die sich durch den ganzen Text zieht, aber zunehmend von ihr selbst angenommen wird. Getragen wird diese Vorstellung von der Annahme eines ‚guten natürlichen Ursprungs‘ und dessen Zerstörung durch die Gesellschaft: „Ist in den Frauen nicht eine Qualität, die anfangs auch in den männlichen Menschen war, die ihnen aber ausgetrieben wurde?“ (K 24) Im Kontakt mit der Natur sucht Karin

geradezu exzessiv eine vermeintliche ‚Ursprünglichkeit‘, z.B. indem sie nackt in der Sonne liegt (vgl. K 68f.) nackt wandern (vgl. K 135) oder nackt durch Regen laufen (vgl. K 142) möchte. Die Sprache für diese Bilder unterscheidet sich dabei oft von dem sonst üblichen linkspolitischen Vokabular. So spielt der Satz „Die Haare lose lassen: ohne Angst allein im Wald spazierengehen“ (K 85) z.B. an das Gedicht „Am Turme“ der adeligen Annette von Droste-Hülshoff an.<sup>vii</sup> Auch in ihrem Sprechen über Sexualität sucht Karin nach etwas vermeintlich ‚Unverbrauchtem‘, das nicht an die Sprache der Linken erinnert: „Ich wundere mich, daß ich plötzlich Wörter wie ‚ficken‘ so leicht gebrauche. [...] Das Bedürfnis bleibt, meine eigenen Wörter zu erfinden, schöner, wilder, lieblicher, krasser.“ (K 84) Damit wird ebenfalls eine Verbindung zur Kultur der Arbeiter\*innen hergestellt, denn H., so stellt sie fest, sagte erst „Schwanz“, nachdem er linke Bücher gelesen hatte (vgl. 96).

Kurz nach der Notiz „Z. muß ich vergessen“ (K 224) folgt ein Eintrag über Frauen [anscheinend Z.s Affären; S.G.], die bedenkenlos den Coitus Interruptus praktizieren. Karin schreibt: „Was gehen mich seine Weiber an! Ich bin Karin. Ich bin Ich. Und mir macht diese Methode etwas aus.“ (K 234) Die Karin, die schrieb „Ich hatte nie ein Ich“, kann jetzt „Ich bin Ich“ sagen – allerdings in Abgrenzung zu anderen Frauen, was das Gegenteil eines feministischen Schulterchlusses ist. Dieses solitäre „Ich“, das sich von Männern und Frauen lossagt, findet seine Heimat wieder zunehmend in der Welt der Eltern. Deren Vorstellungen von Liebe und Partnerschaft erscheinen letztendlich die zu sein, in denen Karin einen Wert zugesprochen bekommt: „Den Mann [gemeint ist Z.; S.G.] solle ich vergessen. Du hast so volles Haar, meine Mutter streichelt mir über den Kopf, wenn er dich nicht will, laß ihn doch. Wenn ich ein Mädchen will, heirate ich es doch.“ (K 225)

Derart gestärkt kann ihr eine neue Haut und zwar eine proletarische „Schwartenhaut“ (K 241) wachsen, die dem neu gewonnenen „Ich“ Halt geben kann: „Eine dicke Schwartenhaut anlegen. Unbeirrt meinen Weg gehen. Ich irre nicht? Ich verirre mich nicht? Ich bin nicht verirrt? Ich bin nicht irr? Die große Abnabelung.“ (K 241) Zur Metapher dieses zurück eroberten Heimatgefühls wird das „Schwarzsauer“ (K 231), dieses Essen armer Leute, mit dem Karin sich „Geborgenheitserinnerung“ (K 231) einverleiben kann. Stand die *Arbeiterklasse* anfangs also überwiegend für eine „Enge“

(K 81), die es zu verlassen galt, so wird sie nach dem Verlust des Un-Ortes zwischen H. und Z. und dem Un-Ort zwischen der Herkunft und der intellektuellen Linke zur Heimat, zu einem Ort für ein „Ich“. Zum „Schwarzsauer“ gibt es bereits vor Beginn des Romantextes eine Definition – so verbinden sich in ihm der Anfang und das Ende des Romans, was die Bedeutung der *Arbeiterklasse* in Karins Leben hervorhebt.

Ob Karins Entwicklung nun positiv als Geschichte einer Subjektwerdung oder kritisch als ein Abdriften in Vereinzelung und Isolierung verstanden werden soll, darüber diskutiert die Forschung seit der Veröffentlichung von „Klassenliebe“ (vgl. Leal 1997, 510f., 521f., 526-528; Möhrmann 1981, 341-344). Hier soll festgehalten werden, dass es einen Teil von Karin gibt, der für sie am Ende nicht mehr lebbar ist – und das ist der Teil, der als eine linke intellektuelle Frau leben und sich dabei nicht zwischen zwei Klassenidentitäten und deren männlichen Vertretern entscheiden möchte. Was aber bei der Figur scheitert, das gelingt der Autorin. Sie konstruiert mit diesem Roman sich selbst als Arbeitertochter *und* linke intellektuelle Schriftstellerin. Dieser Effekt, der übersehen werden muss, wenn nicht zwischen literarischem Text und Autorinnenvita getrennt wird, ermöglicht abschließend noch einmal einen differenzierten Blick auf das auffällige Zitieren im Text. Textimmanent illustrieren die Zitate Karins Sprachlosigkeit, die Ausdruck ihrer Position in einem Zwischenraum ist. So schreibt sie in das Tagebuch: „Welche Sprache kann ich sprechen? Ich spreche eine Niemandssprache in einem Niemandland. In einem Zwischenreich. Weder Bayrisch noch Pommersch noch Westfälisch noch Platt noch Bürgerlich noch Proletarisch.“ (K 82) Um diese „Niemandssprache“ hinter sich zu lassen, sucht sie nach einer Sprache, die sie sich ausleihen und aneignen kann. Da sie in dieser entliehenen Sprache aber nur unverständliche Bürgerlichkeit findet, bleiben ihr nur düstere Trugbilder: „Alpträume, ich lief ein Lebenlang mit Büchern in der Hand herum, mit aufgeschlagenen Büchern, Zitate unterstrichen, würde immer nur diese Zitate vorlesen, denn ich selbst bin ein Nichts, gehöre nicht zu den Büchern.“ (K 182) Die Autorin zeigt hingegen, dass sie eine Sprache gefunden hat: Indem sie das bildungsbürgerliche Wissen durch Zitat und Montage zum Material macht, kann sie sich davon emanzipieren. Während Karin also die ganze Zeit darüber schreibt, einen Roman schreiben zu wollen, haben die Leser\*innen einen fertigen Roman in der Hand und dessen Autorin, Karin Struck,

erhebt sich mit ihm über ihre Figur. Karin schreibt mit biblischer Emphase: „Ich weiß, ich will mir Geschöpfe schaffen. Menschen nach meinem Bilde.“ (K 178) Bei Karin Struck kommt dieser Wille an ein Ziel.

„Ein Buch ist ein Brief, ist ein Ruf, ist ein Hilferuf, ist immer ein Ruf um Hilfe“ (K 81), schreibt Karin. Karin Strucks „Hilferuf“ liest sich aber vor allem als deutliche Kritik an der *Student\*innenbewegung*, den linken Männern und der bürgerlichen Klassenarroganz – und das im Suhrkamp-tauglichen Format.

## VII. Interventionen in Literatur und Politik

Indem in „Klassenliebe“ also die Emanzipation einer linken Arbeitertochter von einer als ‚männlich‘ und ‚bürgerlich‘ charakterisierten Linken gezeigt wird, stellt der Roman auch eine Intervention in die *Arbeiterliteratur* der Zeit dar. Es waren nämlich oft intellektuelle bürgerliche Linke, die in den 70er Jahren (besonders auch im „Werkreis Literatur der Arbeitswelt“, dem Karin Struck zeitweise angehörte) versuchten, die Literatur von Arbeiter\*innen ideologisch zu beeinflussen. (Vgl. Beutin et al. 2001, 623-629; Breuer 2002, 114f.) Karin Struck setzt etwas dagegen, indem sie die Arbeiter\*innen als wenig politisch und die politischen Kontexte um 1968 als wenig konsequent darstellt. Aber ist „Klassenliebe“ deshalb *Arbeiterliteratur*?

Sicher nicht, denn dass das Karin ins Tagebuch notierte Projekt – „Ich will die kleinen Leute groß machen“ (K 246) – eher gescheitert und der Blick auf die Arbeiter\*innen ebenfalls verzerrt ist, wurde schon unter IV.) dargelegt. Gelungen ist hingegen eine Auseinandersetzung mit einer Arbeitertochter, die sich über ihre Bildungskarriere von ihrer Herkunft entfremdet – das ergibt allerdings eine fast schon bürgerliche Problematik. So ist hier Martin H. Ludwig zuzustimmen: „Die schriftstellerische Präsentation der Aufsteigerproblematik weist den Roman Karin Strucks in den Bereich der bürgerlichen Literatur: So die ausschließliche Fixierung auf das Individuum, die Schreibweise einer ungewohnten Syntax und das ständige Zitieren einer breiten Palette von Autoren und Quellen, die für die ‚Gebildeten‘ bezeichnend sind.“ (Ludwig 1976, 106). Strucks Zugang zur Thematik erweist sich von heute aus betrachtet jedoch als durchaus innovativ, denn aktuell erreichen Bücher wie „Rückkehr nach Reims“ von Didier Eribon und „Die Jahre“ von Annie Ernaux hohe Auflagen. Beiden gemeinsam ist

der Versuch, die Entstehung des eigenen Ichs vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Entwicklungen zu verstehen. (Vgl. Eribon 2017 [2009]; Ernaux 2018 [2008]) Besonders Eribon thematisiert damit den sozialen Aufstieg durch Bildung am Beispiel seines mühsamen Weges vom Arbeitersohn zum Professor.

Statt als *Arbeiterliteratur* wurde „Klassenliebe“ auch meistens als *Frauenliteratur* rezipiert. Diese Zuordnung aber eindeutig zu bestätigen, muss schon an der unklaren Definition des Genres scheitern, denn die allgemeine Formel, *Frauenliteratur* sei Literatur von, für und über Frauen, ist, wie Inge Stephan bemerkt, literaturwissenschaftlich unbrauchbar. (Vgl. Stephan 2007, 626) Nur gemäß der ganz allgemeinen Begriffsbestimmung, *Frauenliteratur* sei eine „Sammelbezeichnung für die Literatur von Frauen, die im Kontext der Neuen Frauenbewegung entstanden ist, wie sie sich nach 1968 konstituiert hat“ (Stephan 2007, 626), lässt sich die Frage eindeutig bejahen. Demnach kann diese aber auch nicht generell als feministische Literatur gelten. Ob sich z.B. die abschließende Orientierung der Figur „Karin“ an ein quasi unentfremdetes weibliches Erleben als ‚feministisch‘ bezeichnen lässt, liegt am jeweiligen Verständnis von Feminismus und die diesbezüglichen Antworten aus der Literaturwissenschaft fallen dementsprechend unterschiedlich aus (vgl. Breuer 2002, 115-117; Möhrmann 1981, 341-344). Festzuhalten ist aber, dass mit „Klassenliebe“ eine literarische Entwicklung aufgegriffen und aus dezidiert weiblicher Perspektive weiterentwickelt wurde. So reagierte Struck vorausschauend auf den sich entwickelnden Trend zur *Neuen Subjektivität* (vgl. Beutin et. al. 2001, 635-640) und auf die neue Popularität literarischer Tagebücher und literarisierter Selbstfindungen wie „Tagebuch 1966-1971“ von Max Frisch [1972], „Kopf und Bauch“ von Gerhard Zwerenz [1971] oder „Wunschloses Unglück“ von Peter Handke [1972] (Texte und Autoren, die sie in „Klassenliebe“ auch erwähnt), verbindet diese literarischen Entwicklungen aber mit der Darstellungen weiblicher Lebenswelten und wurde damit zu Inspiration für feministische Autorinnen, ganz besonders für Verena Stefan, die bereits mit dem Titel ihres Romans „Häutungen“ [1975] auf Strucks „Klassenliebe“ anspielt.<sup>viii</sup> (Vgl. K 268) Die undifferenzierte Rezeption von „Klassenliebe“ als reine Autobiographie hat dabei immer wieder Kritik an der Bezeichnung als *Roman* hervorgebracht. Einen Höhepunkt erreichte das sicher in der Rezension von Petra Kippstoff in „Die Zeit“ vom 08.06.1973,

die in „Klassenliebe“ gänzlich verfehlt einen *Bericht* erkannte (vgl. Kipphoff 1984 [1973], 202) und nicht an Ironie sparte: „Was dieses Buch zu einem ‚Roman‘ macht, weiß hoffentlich wenigstens der Verleger.“ (Kipphoff 1984 [1973], 204) Dagegen konnte in diesem Artikel mit der Unterscheidung einer textimmanenten Ebene und einer Ebene der literarischen Konstruktion der literarische Charakter von „Klassenliebe“ herausgearbeitet werden. Trotzdem bleibt die abschließende Frage, ob Strucks Text nicht treffender, äquivalent zum *Briefroman*, als „Tagebuchroman“ hätte bezeichnet werden können. Jenseits der verlegerischen Verkaufsstrategie ist allerdings auch kein Autor und keine Autorin verpflichtet, sich an einer literaturwissenschaftlichen Definitionsstrenge zu orientieren. Karin Struck hat sich letztendlich wohl der genretypischen Offenheit des *Romans* bedient, um eine Leseanleitung voranzustellen: „Klassenliebe“ ist als ein *literarischer Text* zu lesen. In diesem Sinn hat die Autorin in einem Interview auch für spätere Werke zwischen der ihr vorgeworfenen „Selbstbewältigung“ (Jurgensen 1985, 33) und ihrer „poetische[n] Arbeit“ (Jurgensen 1985, 33) unterschieden.

In Strucks Verständnis artikuliert sich in „Klassenliebe“ keine Entpolitisierung, sondern ein anderes Politikverständnis als das in der *Student\*innenbewegung* übliche. Die Autorin wendet sich gegen eine abstrakte und vermeintlich ‚objektive‘ Analyse der Verhältnisse und betont stattdessen Erfahrung, Gefühl, Subjektivität und eine „Versinnlichung der Politik“ (Jurgensen 1985, 60). Dazu gehört es auch, sich gegen eine Trennung von ‚privat‘ und ‚politisch‘ auszusprechen und das „Kästchendenken“ (K 126) zu überwinden, nach dem etwas nur dann politisch sei, „wenn man mit roten Fahnen durch die Straßen marschiert“ (K 126). Die Suche nach dem Ich wird demnach zur Voraussetzung für politisches Handeln: „Unsere privateste Biografie verbindet uns mit den andern, und erst unsere Fähigkeit privat zu sein, befähigt uns, in Gemeinschaft sein zu können.“ (Struck 1984 [1977], 58)

Karin Struck findet also, so lässt sich hier zusammenfassen, als Autorin ihre Sprache als intellektuelle Arbeitertochter und bemächtigt sich mit ihrem Roman einer Position, von der aus sie auf ‚männlich‘ und bürgerlich verfasste Strukturen der *68er-Bewegung* hinweisen kann. Sie entfaltet das am Beispiel von Beziehungsformen, der Kontroverse vom *Tod der Literatur* und von linker Theoriesprache, hinterfragt

bürgerliche Zerrbilder von vermeintlich ‚revolutionären‘ Arbeiter\*innen, entwirft in Distanz zu linken und feministischen Werten alternative (und provozierende) Vorstellungen von Weiblichkeit und schafft mit ihrer Figur „Karin“ eine Arbeitertochter, die aufgrund ihrer *Klasse* und ihres *Geschlechts* keinen Ort in dieser Linken finden kann. Indem sie ihre Figur aufgrund ihres *Klassenhabitus* an der Promotion scheitern lässt, hinterfragt sie auch die vermeintliche Chancengleichheit in der Gesellschaft: Obwohl diese zu den primär linkspolitischen Forderungen gehört, ist es die Bürgerlichkeit der Linken, die diese letztendlich verhindert.

Ob es sich bei dieser derart kritisierten *Studenten\*innenbewegung* wirklich um Marx' Erben gehandelt hat oder nicht, ist bis heute umstritten. (Vgl. Kießling 2006, 17f.) Dass aber heute, um ein Beispiel zu nennen, in Nordrhein-Westfalen nur 11% der Professor\*innen eine sogenannte „niedrige“ soziale Herkunft aufweisen und wiederum Arbeitertöchter nur einen kleinen Teil dieser 11% ausmachen (vgl. Möller 2014), zeigt besonders eines: die Aktualität von „Klassenliebe“.

#### Bibliographie

- Adler, Hans, und Schrimpf, Hans Joachim. 1984. Karin Struck: Ich schreibe, also bin ich. Einleitung der Herausgeber. In *Karin Struck*. Hg. von Hans Adler und Hans Joachim Schrimpf. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 11-42.
- Adler, Hans, und Schrimpf, Hans Joachim (Hg.). 1984. *Karin Struck*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. [zitiert: Adler und Schrimpf 1984a]
- Beutin, Wolfgang, et al. 2001. *Deutsche Literaturgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*. 6. Aufl. Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung.
- Boerner, Peter. 1969. *Tagebuch*. Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung.
- Bourdieu, Pierre. 2018 [1982]. *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Breuer, Ulrich. 2002. Nackt wandern. Karin Strucks „Klassenliebe“ im Bekenntnisdiskurs (der siebziger Jahre). In *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 126/32: 103-127.
- Dietze, Gabriele et. al. 2007. Einleitung. In *Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität*. Hg. von

Katharina Walgenbach, Gabriele Dietze, Antje Hornscheidt und Kerstin Palm. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 7-22.

Enzensberger, Hans Magnus. 1968. Ein Gespräch über die Zukunft mit Rudi Dutschke, Bernd Rabehl und Christian Semler. *Kursbuch* 14: 146-174.

Eribon, Didier. 2017 [2009]. *Rückkehr nach Reims*. Aus dem Französischen von Tobias Haberkorn. 13. Aufl. Berlin: Suhrkamp.

Ernaux, Annie. 2018 [2008]. *Die Jahre*. Aus dem Französischen von Sonja Finck. 6. Aufl. Berlin: Suhrkamp.

Glaser, Hermann. 1991. *Kleine Kulturgeschichte der Bundesrepublik Deutschland. 1945-1989*. Lizenzausgabe für die Bundeszentrale für politische Bildung. 2., durchgesehene Aufl. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung [zuerst: München: Carl Hanser Verlag].

Happich, Gina. 1984 [1973]. Karin Struck: Klassenliebe. In *Karin Struck*. Hg. von Hans Adler und Hans Joachim Schrimpf. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 194-199.

Heuer, Rolv. 1984 [1973] Bon jour, Proletariat. In *Karin Struck*. Hg. von Hans Adler und Hans Joachim Schrimpf. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 186-188.

Jurgensen, Manfred. 1985. *Karin Struck. Eine Einführung*. Bern: Verlag Peter Lang.

Kemper, Andreas, und Weinbach, Heike. 2009. *Klassismus. Eine Einführung*. Münster: Unrast-Verlag.

Kießling, Simon. 2006. *Die antiautoritäre Revolte der 68er. Postindustrielle Konsumgesellschaft und säkulare Religionsgeschichte der Moderne*. Köln: Böhlau.

Kipphoff, Petra. 1984 [1973]. Schreiben als Beschwörung. In *Karin Struck*. Hg. von Hans Adler und Hans Joachim Schrimpf. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 202-204.

Leal, Joanne. 1997. The Politics of ‚Innerlichkeit‘: Karin Struck’s ‚Klassenliebe‘ and Verena Stefan’s ‚Häutungen‘. In *German Life and Letters* 50/4: S. 508-528.

Lejeune, Philippe. 1998 [1975] Der autobiographische Pakt. In *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Hg. Von Günter Niggel. 2. Aufl. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 214-257.

Ludwig, Martin H. 1976. *Arbeiterliteratur in Deutschland*. Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung.

- Marx, Karl, und Engels, Friedrich. 1989 [1848]. *Manifest der Kommunistischen Partei*. Stuttgart: Reclam.
- Meulenbelt, Anja. 1988 [1885]. *Scheidelinien. Über Sexismus, Rassismus und Klassismus*. Aus dem Niederländischen von Silke Lange. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag.
- Möhrmann, Renate. 1981. Feministische Trends in der deutschen Gegenwartsliteratur. In *Deutsche Gegenwartsliteratur. Ausgangspositionen und aktuelle Entwicklungen*. Hg. von Manfred Durzak. Stuttgart: Reclam, S. 336-358.
- Möller, Christina. 2014. *Als Arbeiterkind zur Professur? - Wissenschaftliche Karriere und soziale Herkunft*. Veröffentlicht unter: [www.academics.de/ratgeber/arbeiterkind](http://www.academics.de/ratgeber/arbeiterkind) (Zugriff: 02.02.2019)
- Rotzoll, Christa. 1984 [1973]. Zwischen den Klassen?. In *Karin Struck*. Hg. von Hans Adler und Hans Joachim Schrimpf. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 205-206.
- Schneider, Peter. 2008. *Rebellion und Wahn. Mein 68*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Schwarzer, Alice. 1984 [1973] Die mit dem Penis schreiben. In *Karin Struck*. Hg. von Hans Adler und Hans Joachim Schrimpf. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 234-237.
- Stephan, Inge. 2007. Frauenliteratur. In *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Hg. Von Klaus Weimar, Harald Fricke, Klaus Grubmüller und Jan-Dirk Müller. Berlin: de Gruyter, S. 625-629.
- Struck, Karin. 2013 [1973]. *Klassenliebe*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Struck, Karin. 1984 [1977] Das Private ist das Politische. In *Karin Struck*. Hg. von Hans Adler und Hans Joachim Schrimpf. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 53-58.
- Wagner-Egelhaaf, Martina. 2000. *Autobiographie*. Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung.
- Weber, Max. 1980 [1921]. *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie*. 5. rev. Aufl. Studienausgabe. Besorgt von Johannes Winckelmann. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Westdeutscher Rundfunk. 2018. *Marx und seine Erben*. Dokumentation von Peter Dörfler. Deutschland.

- i Im Folgenden als „K“ abgekürzt.
- ii Hier und auch an anderen Stellen ist mit ‚männlicher Raum‘ ein Raum gemeint, der von Männern oder von als ‚männlich‘ kodierten Verhaltensmustern dominiert wird, aber nicht ein Raum, in dem es keine Frauen gibt.
- iii Diese Heteronormativität zeigt sich auch daran, dass Karin lesbische Sexualität als reine Ersatzhandlung versteht. (Vgl. 172)
- iv Der Begriff ‚Stand‘ existiert bei Max Weber auch als Terminus. (Vgl. Weber 1980 [1921], 177-180). Karins Mutter benutzt ihn aber sicher nicht in dieser Bedeutung, sondern greift ihn eher als einen Anachronismus aus feudalistischer Zeit auf.
- v Das erinnert an die ‚Arbeiterkulturforschung‘, die im Kontext von 1968 entstand und die Kemper und Weinbach ebenfalls als klassistisch bezeichnen. (Vgl. Kemper und Weinbach 2009, 62-66)
- vi So sagte z.B. Bernd Rabehl in einem Interview: ‚Nur die Arbeiter selbst, weil sie eine ganz andere Stellung im Produktionsprozeß haben, sind dazu fähig, extrem vorzugehen.‘ (Enzensberger 1968, 157)
- vii Die Schriftstellerin Annette von Droste-Hülshoff spielte insgesamt für Karin Struck eine große Rolle. (Vgl. Jurgensen 1985, 13-23)
- viii Hier soll nicht davon ausgegangen werden, es gäbe ein essentiell an Frauen gebundenes ‚weibliches Schreiben‘. Das Thema der Ichfindung sowie auch Schreibweisen, die für Karin Struck charakteristisch sind, finden sich auch bei Autoren (z.B. bei Hubert Fichte).

**Die Überwindung der Herrschaft durch die Befreiung der Lust:****Marcuses Marx und die 68er**

Roman Kowert, Freie Universität Berlin

Zu den wichtigsten Einflüssen auf die deutsche (wie auch auf die amerikanische) 68er-Bewegung zählen die philosophischen Arbeiten Herbert Marcuses. Insofern Marcuses Marx-Rezeption aber in den 1920er Jahren, und d.h. während einer aus dem Scheitern der deutschen Novemberrevolution resultierenden Krise des orthodoxen Marxismus erfolgte, war sie von vornherein darauf ausgerichtet, nicht nur die Dogmatismen der zeitgenössischen marxistischen Theorie, sondern auch historisch bedingte Unzulänglichkeiten der Ideen von Marx und Engels selbst aufzudecken. Im Zeichen dieser Bemühungen stand dabei sowohl Marcuses Aneignung der Philosophie Hegels, als auch seine Auseinandersetzung mit anderen, dem Marxismus auf den ersten Blick weniger nahestehenden Denkern, wie Heidegger und Freud (vgl. dazu Habermas 2008, 165). Die Paradoxie der von Marcuse auf diesem Weg verfolgten (und nicht zuletzt auch durch eine Gegnerschaft zum Sowjetmarxismus motivierten) Intention einer Revitalisierung des Marxschen theoretischen Erbes besteht dabei nicht nur in ihrem Mittel, dem Aufdecken einer historisch beschränkten Gültigkeit dieses Erbes, sondern auch in der ihr offensichtlich selbst inhärenten Historizität: Marcuses Freilegung von Marx' Historizität wohnt selbst ein historisch-kontingentes Moment inne, und zwar eines, das vor allem in der spezifischen Weise einer Inanspruchnahme der Kategorien des Sexuellen und des Ästhetischen zum Ausdruck kommt.

Versuche, die historische Kontingenz dieser Inanspruchnahme zu benennen, stellen etwa Foucaults Kritik der Psychoanalyse und der aus ihr hervorgegangenen sogenannten Repressionshypothese in *La volonté de savoir*, dem ersten Teil seines Werks *L'Histoire de la sexualité*, sowie Luc Boltanski und Eve Chiapellos Analyse des ästhetischen Geists des neoliberalen Kapitalismus, aber auch Marcuses eigener Begriff der *repressiven Toleranz* dar. In diesem Beitrag soll es darum gehen, die im Lichte dieser Fokussierungen sich abzeichnende Besonderheit von Marcuses Marxismus – sowohl in ihrem kritischen Potenzial, als auch in ihrer historischen Begrenztheit – tiefer zu durchdringen und so ein genaueres

Verständnis ihrer Bedeutung für die verschiedenen theoretischen Diskurse der deutschen 68er-Bewegung zu entwickeln.

Hierzu wird im Folgenden 1) zunächst der zeithistorische Rahmen abgesteckt, in welchem Marcuse seine Kritik der westlichen Kultur artikulierte, sowie 2) die mit dieser historischen Besonderheit verbundene, v.a. in einer Synthese von Marx und Freud bestehende, Spezifik dieser Kritik genauer skizziert. Anschließend soll 3) Marcuses auf der Grundlage dieser spezifischen Kritik entwickelte, an den ästhetischen Theorien Kants und Schillers orientierte Freilegung eines utopischen Potenzials der Kunst nachgezeichnet werden, um dann schließlich 4) entlang der oben genannten kritischen Stellungnahmen zu diesem utopischen Entwurf den spezifischen Charakter und die historische Bedeutung dieser innerhalb der 68er-Bewegung ausschlaggebenden Marx-Deutung herauszuarbeiten.

### ***Neue Linke, Gegenkultur und die Entfremdungstheorie des jungen Marx***

Marcuses besonderer Zugang zu Marx wurde maßgeblich durch zwei verschiedene, zeitlich zwar relativ weit auseinander liegende, in der Sache aber zusammenhängende Krisen des klassischen Marxismus geprägt. Zum einen ist dies die ökonomische und politische Krise der 1920er Jahre, die zugleich auch den Anlass für Marcuses beginnende Marx-Rezeption bot. Marcuse hoffte zum einen, bei Marx Antworten auf die Probleme zu finden, die sich durch den wirtschaftlichen Ausnahmezustand in der Weimarer Republik stellten, wobei er das Festhalten des sowjetischen Marxismus am Proletariat als dem revolutionären Subjekt für eine Sackgasse hielt (vgl. Ocaj 2008, 47). Zudem sah er im Scheitern der Novemberrevolution in Deutschland und der Unfähigkeit des Marxismus, der sozialistischen Bewegung Orientierung zu geben, ein Zeichen dafür, dass dieser in eine intellektuelle Sackgasse geraten war und einer Revitalisierung bedurfte (vgl. Ocaj 2008, 47–48). Zum andern handelt es sich um jene kritische Phase der marxistischen Theoriegeschichte, die sich seit den 50er Jahren vor allem in der Form des Antagonismus zwischen einem westlichen bzw. Eurokommunismus und einem östlichen Parteimarxismus herausbildete. Befeuert durch Chruščëvs Rede auf dem XX. Parteitag der KPdSU verdichtete sich im Westen die Wahrnehmung, dass das sowjetische Modell einem dogmatischen und erstarrten Verständnis des Marxschen theoretischen Erbes folgte, sodass die Bereitschaft wuchs, sich auf die schon in den 20er und 30er Jahren u.A. von Georg Lukács und Karl Korsch geäußerten Einwände gegen dieses Modell zurückzubedenken

(vgl. Koechlin 2015, 184–85). Diese anti-orthodoxen Positionen aber waren aus der Rezeption der gerade in dieser Zeit erstmals veröffentlichten Schriften des jungen Marx hervorgegangen, vor allem den *Ökonomisch-philosophischen Manuskripten* von 1844 und der *Deutschen Ideologie* von 1846 (vgl. Koechlin 2015, 184–85). Vor allem die Manuskripte und die in ihnen formulierte Entfremdungstheorie wurden im Zuge ihrer englischen Übersetzung in den 1950er Jahren für Teile der US-Linken zu einer Art zweiten Bibel (vgl. Koechlin 2015, 184–85). Marcuse, der bei deren Veröffentlichung 1932 zu den allerersten Interpreten dieser Schrift gehörte, übte dementsprechend neben Erich Fromm in den 50er und 60er Jahren den entschiedensten Einfluss auf die Neue Linke und die Gegenkultur in den USA aus (vgl. Koechlin 2015, 186). Das starke Interesse Marcuses für das Marxsche Frühwerk spiegelt sich u.A. auch darin wieder, dass er, anders als andere Vertreter der Frankfurter Schule, wie Adorno und Horkheimer, eine wirkliche und radikale Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse für möglich und notwendig hielt (vgl. Gmünder 1985, 102).

Eben diese, über die reine Negation des Bestehenden hinausgehende, utopische Perspektiven affirmierende Haltung lässt sich in dem Anspruch der verschiedenen Ausläufer der 68er-Bewegung wiederfinden, alternative und freiere Weisen des Zusammenlebens im Hier und Jetzt verwirklichen zu können. Die zentrale Stellung, die Marx' Entfremdungsbegriff dabei erhält, kommt dabei vor allem darin zum Tragen, dass die Gesellschaftskritik der Neuen Linken einen wesentlichen Abstoßpunkt in dem in dieser Zeit an sein Ende kommenden Modell des Fordismus und der aus diesem resultierenden Sozialstruktur hat (vgl. Koechlin 2015, 183), wobei insbesondere die mit dieser ökonomisch-politischen Formation verbundenen produktivistischen, auf Massenproduktion und -konsum ausgerichteten Denkmuster der „alten“ Linken als ein Paradigma abgelehnt werden, das nicht nur keinen Ausweg aus den entfremdeten Verhältnissen bietet, sondern diese vielmehr noch verstärkt (vgl. Koechlin 2015, 183). Gerade die in den 1960er Jahren sich verdoppelnden Studierendenzahlen hatten zur Folge, dass die Studierenden die Universität und die sich so auch in ihr herausbildenden fordistischen Strukturen als einen Ausdruck von Entfremdung in ihrer unvermitteltsten Form empfanden (vgl. Koechlin 2015, 187).

Dabei wurden der durch das enorme ökonomische Wachstum und die in der Geschichte beispiellosen Produktivitätssteigerungen in der fordistischen Epoche geschaffene, also real vorhandene Reichtum zugleich als faktisch bereits existente Vorbedingung für ein unentfremdetes Leben angesehen. Eben diesen Punkt benennt Marcuse, wenn er in seinem

1967 an der Freien Universität Berlin gehaltenen Vortrag über *Das Ende der Utopie* darauf verweist, dass bei der Vorstellung einer befreiten Gesellschaft heute nicht mehr von einer Utopie im eigentlichen Sinne, als etwas dessen Verwirklichung an objektiv gegebenen Hindernissen, wie in der physikalischen Welt, scheitern muss, gesprochen werden kann (vgl. Marcuse 1967, 4). Diese geschichtlich erstmals real präsente Möglichkeit erscheint ihm als ein hinreichender Grund, um eine überhistorische Gültigkeit des „Marxschen Begriff[s] des Sozialismus“ infrage zu stellen. Dabei bezieht er sich auf Marx' berühmte Formulierung, dass das „Reich der Freiheit“ erst jenseits des „Reichs der Notwendigkeit“ beginnt, d.h. nur „auf jenem [...] als seiner Basis aufblühn kann“ (Marx und Engels 1964, 828). Diese Annahme möchte Marcuse grundlegend in Zweifel ziehen:

Diese Teilung impliziert, daß das Reich der Notwendigkeit wirklich noch ein Reich der Notwendigkeit im Sinne der entfremdeten Arbeit bleibt, und das heißt, wie Marx sagt, daß alles, was in diesem Reich geschehen kann, ist, daß die Arbeit so rational wie möglich organisiert wird, so sehr wie möglich reduziert wird – aber sie bleibt Arbeit in und am Reich der Notwendigkeit und damit unfrei. Ich glaube, daß eine der neuen Möglichkeiten, die die qualitative Differenz der freien von der unfreien Gesellschaft anzeigt, genau darin besteht, das Reich der Freiheit im Reich der Notwendigkeit erscheinen zu lassen, in der Arbeit und nicht nur jenseits der (notwendigen) Arbeit. (Marcuse 1967, 3)

Dieses Verständnis einer freien Gesellschaft, dass in ihr das „Reich der Freiheit“ schon innerhalb des „Reichs der Notwendigkeit“ erscheint, gründet letztlich aber in der Annahme, dass die Existenz entfremdeter Arbeit wesentlich auf die allgemeinen Herrschafts- und Unterdrückungsstrukturen der Gesellschaft zurückzuführen. Die Frage, ob diese Strukturen notwendig zu jeder denkbaren Gesellschaftsform gehören, bildet deshalb den zentralen Ausgangspunkt für die Ergründung der Möglichkeit einer freien, unentfremdeten Gesellschaft, die Marcuse in seinem 1955 veröffentlichten und in der deutschen Studentenbewegung stark rezipierten Buch *Triebstruktur und Gesellschaft* (engl. Orig. *Eros and Civilization*), vornimmt.

### ***„Zusätzliche Unterdrückung“: Marcuses psychoanalytische Revitalisierung des Marxismus***

Marcuse diskutiert hier Freuds These, dass Kultur ohne Triebunterdrückung nicht möglich ist und Herrschaft und Unterdrückung als gesellschaftliche Strukturen damit also notwendiger Bestandteil von Kultur, mithin gar das sie definierende Merkmal sind (vgl. Marcuse 1968, 9). Freud begründet diese Annahme mit zwei verschiedenen Gegebenheiten

menschlichen Seins, erstens der Tatsache, dass jedes menschliche Zusammenleben darauf angewiesen ist, dass die ungefilterten, unmittelbaren Instinkte und Neigungen der Individuen eingeschränkt werden, dass also irgendeine Art von Triebregulierung in Form von sozialen Normen stattfindet (vgl. Ocaj 2009, 12–13). Zweitens geht Freud davon aus, dass die für Kultur notwendige Unterdrückung uneingeschränkter Bedürfnisbefriedigung durch die unvermeidliche, der menschlichen Existenz eingeschriebene Lebensnot, den Kampf ums Dasein oder wie Freud sagt, der *Ananke*, bedingt ist (vgl. Ocaj 2009, 13). Eben hier setzt Marcuse mit seiner *mit* Freud über Freud *hinaus*gehenden These an, dass jener Kampf ums Dasein auf dem in der Gegenwart des 20. Jahrhunderts (eben durch die industrielle Revolution und vor allem durch die Entwicklungen in der Epoche des Fordismus) erreichten Stand der Produktivkräfte keine naturnotwendige Konstituente der Kultur mehr sein *muss*, dessen faktisches Weiterbestehen also nur einem über das objektive Ende dieser Notwendigkeit hinaus fortdauernden „spezifischen Interesse an der Beherrschung“ (Marcuse 1968, 89) geschuldet, d.h. „durch ein Interesse an der Verlängerung dieses Kampfes – ein Interesse *der* Herrschaft [...] erzwungen“ [Herv. v. Verf.] (Marcuse 1968, 129) ist.

Marcuse stimmt mit Freud also einerseits dahingehend überein, dass (Trieb-)Unterdrückung auf einer grundsätzlichen Ebene und bis zu einem gewissen Grad quasi eine die Möglichkeit von Kultur bedingende Errungenschaft der menschlichen Existenz ist, dessen Abschaffung das Zusammenleben der Menschen auf die Verfassung einer „subhistorischen und sogar subhumanen *Vergangenheit*“ (Marcuse 1968, 147) zurückfallen lassen würde. Andererseits sieht er diese in Freuds Verständnis praktisch synonyme Relation zwischen Kultur und Unterdrückung als etwas, dem in Zeiten der Überflussgesellschaft ein kontingentes Moment innewohnt, insofern es jetzt allein aufgrund von Herrschaftsinteressen verlängert und in einem Ausmaß auf das ganze Leben ausgeweitet gehalten wird, das durch die objektiv vorhandenen Möglichkeiten nicht mehr zu rechtfertigen ist. Den in dieser Kontingenz beschlossenen Abstand zwischen natürlich notwendiger und „nur“ kulturell erzwungener Triebunterdrückung meint Marcuse, wenn er von „zusätzlicher Unterdrückung“ (im engl. Orig. „surplus repression“) (vgl. Marcuse 1968, 89–91) spricht.

Diese Vorstellung von einer zusätzlichen Unterdrückung - (Marcuses Einsatz ist dabei natürlich, dass es sich hier in der heutigen Zeit eigentlich um eine *überflüssige* Unterdrückung handelt) geht dabei auf Freuds berühmte Unterscheidung zwischen einem Lust- und einem Realitätsprinzip zurück, mit der Marcuse am Anfang von *Triebstruktur und Gesellschaft* seine

Argumentation eröffnet. Freud versteht diesen Unterschied vor allem in dem entwicklungspsychologischen Sinne, dass im Säuglingsalter noch nahezu schrankenlos herrschende Lustprinzip, das nach einer jederzeit unverzögerten Bedürfnisbefriedigung strebt, im Laufe des Heranwachsens durch das Realitätsprinzip verdrängt, bzw. zu einem allgemeinen Aufschub dieser Befriedigung hin abgelenkt wird. Das Realitätsprinzip übt also eine repressive Wirkung auf die Primärtriebe aus, insofern es dem Individuum gegenüber die überlebensnotwendige Anforderung darstellt, das eigene Verlangen nach unmittelbarer und sofortiger Abfuhr von psychischer Spannung zu jeder Zeit zurückstellen und die Befriedigung auf einem Umweg, vermittelt über sozial nützliche oder sublimierte Zwecke, erreichen zu können (vgl. Marcuse 1968, 18). Da aber die durch das Lustprinzip angestrebte augenblickliche und bedingungslose Triebbefriedigung auf Dauer nicht durchgehalten werden kann, da sie sich letzten Endes zerstörerisch auf das Individuum auswirken würde, spricht Freud davon, dass das Realitätsprinzip, da es eine zwar nur beschränkte, aber doch auf Dauer gesicherte Lusterfüllung ermöglicht, eher davon, dass es das Lustprinzip eher „gewährleistet“, als es zu „entthronen“ (Marcuse 1968, 19).

Nun ist es Marcuses grundlegende These, dass das Realitätsprinzip in verschiedenen strukturierten Gesellschaften auch verschiedene Formen annehmen kann, wobei er die „vorherrschende[...] Unterdrückungsform in der zeitgenössischen Kultur“ (Marcuse 1968, 48–49) mit dem Begriff des „Leistungsprinzips“ bezeichnet, welches dadurch definiert ist, „daß unter seiner Herrschaft die Gesellschaft entsprechend der konkurrierenden ökonomischen Leistung ihrer Mitglieder geschichtet ist“ (Marcuse 1968, 49). Entscheidend für den hier behandelten Zusammenhang ist, dass das Leistungsprinzip dabei auch mit einer bestimmten Form der „Organisierung der Sexualität“ (Marcuse 1968, 52) einhergeht. Während der menschliche Körper von Natur aus eine Pluralität unterschiedlichster Formen von potenzieller sexueller Lusterfüllung aufweist – was sich für Freud in der Existenz einer Vielfalt von erogenen Zonen, sowie den diesen jeweils entsprechenden Partialtrieben äußert – vollzieht sich unter der Herrschaft des Leistungsprinzips eine Art zentralisierender Vorgang, der sich „in der ‚Vereinigung‘ der verschiedenen Objekte der Partialtriebe zu dem einen libidinösen Objekt des andern Geschlechts und in der Aufrichtung des genitalen Supremats aus[wirkt]“ (Marcuse 1968, 52). Es handelt sich dabei um eine in Gesellschaften, die dem Leistungsprinzip folgen, „sozial notwendige[...] Desexualisierung des Körpers: die Libido

wird in einem Teil des Körpers konzentriert, wodurch fast der ganze übrige Körper zum Gebrauch als Arbeitsinstrument frei wird“ (Marcuse 1968, 52–53).

Der Anteil der mühevollen Lustverdrängung in der Form der den Lebensalltag bestimmenden, entfremdeten Arbeit erhält so aber nicht nur ein Übergewicht über den Anteil der Lebenszeit, in der lustvolle Erfahrungen gemacht werden können. Vielmehr verändert sich der Charakter der Lust selbst: Da die Arbeit der Menschen unter dem Leistungsprinzip „Arbeit für einen Apparat [ist], den sie nicht selbst lenken, der als eine unabhängige Macht wirkt, der die Individuen sich zu unterwerfen haben, wenn sie leben wollen“ (Marcuse 1968, 49) wird Arbeit zum Zweck des Lebens und nicht umgekehrt. Arbeit wird zu einem so universellen Lebensinhalt, dass selbst die Freizeit als eine von dem Zwang zu entfremdeter Arbeit eigentlich befreite Sphäre, von ihren Zwecken dennoch nicht unberührt bleibt. Freizeitbeschäftigungen gewinnen den Charakter einer nur „passiven Abspannung und ‚Erholung‘“ (Marcuse 1968, 52), die nur der Regeneration für den nächsten Arbeitstag dient. Die auf ihre Fortpflanzungsfunktion reduzierte Sexualität verliert den autonomen, selbstzweckhaften Charakter der Lustbefriedigung und wird ebenfalls zu einem „Mittel zum Zweck“ (Marcuse 1968, 45) degradiert, dem Zweck der Reproduktion einer arbeitsfähigen Bevölkerung.

Nachdem Marcuse im ersten Teil von *Triebstruktur und Gesellschaft* die Verfasstheit der modernen, westlichen Gesellschaft, insofern sie unter der Herrschaft des Leistungsprinzips steht, diskutiert hat, geht es ihm im zweiten Teil des Buchs darum, die Möglichkeit einer Befreiung des Menschen von der Unterdrückung zu ergründen, die nicht in vorkulturelle, „subhumane“ Zustände zurückführt. Den Befürchtungen, die der Ausblick auf eine solche durch ein „nicht-repressives Realitätsprinzip“ (Marcuse 1968, 195) begründete Kultur oft veranlasst, dass diese „zu einer Gesellschaft von Triebbesessenen führen könne – d. h. zu keiner Gesellschaft“, antwortet Marcuse mit einer Unterscheidung: die Befreiung der Libido in einer nicht-repressiven Kultur würde mit einer „Transformation“ derselben einhergehen, während es bei der ausbleibenden Aufhebung der unterdrückenden Kultur nur zu explosionsartigen Freisetzungen unterdrückter Sexualität kommt, die sich in der Kulturgeschichte oft in so „scheußlichen Formen“, wie den „sadistischen und masochistischen Orgien verzweifelter Massen, ‚gesellschaftlicher Eliten‘, verhungerten Söldnerbanden, der Aufseherhorden in Gefängnissen und Konzentrationslagern“ (Marcuse 1968, 200) äußerten. Diesen Schreckbildern stellt Marcuse die andere Perspektive entgegen,

dass die freie Entwicklung verwandelter Libido innerhalb gewandelter Institutionen, während sie bisher tabuierte Zonen, Zeiten und Beziehungen erotisiert, die Manifestation bloßer Sexualität vermindern [würde], indem sie sie in eine viel größere Ordnung integriert, einschließlich der Werkordnung. In diesem Zusammenhang strebt die Sexualität nach ihrer eigenen Sublimierung: die Libido würde nicht einfach präkulturelle und infantile Stadien reaktivieren, sondern würde auch den pervertierten Inhalt dieser Stadien verwandeln. (Marcuse 1968, 200)

Die Vorstellung, dass eine befreite und transformierte Libido auch in der „Werkordnung“ aufgehen würde, verweist an dieser Stelle auf die Schlüsselstellung, die Marcuse der Kunst bei der Konstitution einer befreiten Gesellschaft zuschreibt. Zwei in engem Zusammenhang stehende Begriffe der Freud'schen Psychoanalyse sind dabei von besonderer Bedeutung: Phantasie und Spiel. Das Phantasieren ist für Freud ein psychischer Vorgang, der bei der Entstehung des Realitätsprinzips von dessen Herrschaftsbereich abgespalten und als das letzte Residuum eines dem Lustprinzip unterstellten Seelenlebens bestehen bleibt. Und wie Freud sagt, ist das Spielen der Kindern der Ort, an dem das Phantasieren beginnt (vgl. Marcuse 1968, 140). Inwiefern diese beiden Tätigkeitsformen Marcuse zufolge nun in der Gestalt der Kunst ein konstitutives Element der befreiten Gesellschaft bilden sollen, wird im folgenden Abschnitt erläutert.

### ***Phantasie und Spiel: das utopische Potenzial der Kunst***

In Bezug auf diese Abspaltung der Phantasie von dem durch das Realitätsprinzip beherrschten Teil der Psyche, der als Vernunft zwar „lustlos aber nützlich und ‚richtig‘“ wird, betont Marcuse, dass die Phantasie für Freud zwar das Vorrecht behält, lustvoll zu sein, dabei zugleich aber „nutzlos und unwahr – ein bloßes Spiel, Tagträumerei“ wird (Marcuse 1968, 142). Da sie als solche aber „die Sprache der Freiheit von Unterdrückung und Verdrängung“ (Marcuse 1968, 142) spricht, besteht sie darauf, dass diese Freiheit „Wirklichkeit werden muß und kann“ (Marcuse 1968, 143). Diese Verwirklichung der Freiheit geschieht dementsprechend, wenn die Phantasie sich neben ihrer subjektiven, bloß privaten, auch eine objektive, anschauliche Form gibt, d.h. in der Kunst (vgl. Marcuse 1968, 143). Hier jedoch, in der Kunst, erweist sich jener Mangel der Phantasie, unwirklich zu sein, wiederum als ein gewissermaßen nur auf einer höheren Stufe reproduziertes Problem. Insofern nämlich die Kunst eine Verwirklichung, bzw. eine Objektivierung oder Vergegenständlichung der Phantasie ist, folgt auch sie dem Lustprinzip, dessen Ziel letzten Endes nicht der Widerspruch gegen die Realität, sondern die innere Harmonie, die vollständige Befreiung von Anspannung und Unruhe ist. Durch ihre auf die Erzeugung von sinnlicher Lust gerichtete ästhetische Form

neigt die Kunst, zumindest in ihrem klassischen Ideal, somit eher der Versöhnung mit den Schrecken und Zumutungen der äußeren Realität zu, wie Marcuse mit einem Verweis auf den Begriff der Katharsis bei Aristoteles zu verdeutlichen sucht (vgl. Marcuse 1968, 144).

Gerade weil die Kunst wie das Spiel von dem Wesen (mühevoller) Arbeit dadurch abweicht, dass sie ihren Zweck nicht außerhalb ihrer, sondern nur in sich selbst hat (vgl. Koehlin 2015, 188–89), widerstrebt es ihr, sich auf etwas anderes, als sie selbst, namentlich die entfremdete Realität, als auf etwas genuin und unüberbrückbar *Anderes* zu beziehen. Sie muss dieses Andere ästhetisieren und das Subjekt so mit ihm versöhnen, um dem Lustprinzip Folge zu leisten. Dennoch unterstreicht Marcuse hier zugleich die Ambivalenz bzw. den Doppelcharakter der Kunst: sie ist nicht nur die lustvolle Versöhnung mit einer unversöhnlichen Wirklichkeit, sondern notwendig auch das Festhalten an dem Anspruch auf Freiheit von Unterdrückung und somit an „Widerstand und Opposition. [...] Die Kunst überlebt nur dort, wo sie sich selbst aufhebt, wo sie ihre Substanz rettet, indem sie ihre traditionelle Form verleugnet und damit auf die Versöhnung verzichtet: wo sie surrealistisch und atonal wird“ (Marcuse 1968, 145).

Eine Synthese dieser beiden widersprüchlichen Strebungen der Kunst lässt Marcuse in den ästhetisch-politischen Vorstellungen Schillers sichtbar werden (vgl. Marcuse 1968, 184). Schiller geht, wie Marcuse erläutert, in seinen *Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen* von einem in der modernen Welt an sich unversöhnlichen Gegensatz zwischen dem „sinnlichen Trieb“ (der Sinnlichkeit) und dem „Formtrieb“ (der Vernunft) aus, der nur geheilt werden kann, wenn ein zwischen ihnen vermittelnder dritter Trieb eingeführt wird, den Schiller den Spieltrieb nennt (vgl. Marcuse 1968, 185). Insofern der Spieltrieb für Schiller aufgrund dieses vermittelnden Charakters aber der Realität nicht einfach nur ausweichen, sondern sie selbst durch eine Überführung von Ernst in Spiel, von Mühe und Not in Leichtigkeit zu transformieren strebt, zielt er, anders als das klassische Kunstideal, auf eine Freiheit, die „keine transzendente, ‚innere‘ oder bloß intellektuelle Freiheit ist [...] sondern Freiheit *in der Realität*“ (Marcuse 1968, 186), und anders, als die surreale oder atonale Kunst, nicht auf eine Freiheit, die in einem unversöhnlichen Verhältnis zur Realität stehen bleibt, sondern diese mit sich selbst aussöhnt.

Es bleibt zuletzt, da Marcuse von der realen Möglichkeit einer Verwirklichung der Utopie überzeugt ist, zu fragen, ob und wenn ja, in welcher Form dieser Entwurf einen Niederschlag in den realen kulturellen, sozialen und politischen Entwicklungen gefunden hat,

die der Kritik Marcuses und der 68er-Bewegung an den sich zunehmend entfremdet habenden Verhältnissen der westlichen Gesellschaft folgten.

### ***Marcuses Marx und die Dialektik einer ästhetisch-erotischen Befreiung***

In seinem 1965 erschienen Essay *Repressive Toleranz* erkennt Marcuse in dem Toleranzbegriff eine ähnliche, wenn auch nicht ganz identische grundlegende Ambivalenz, wie zuvor schon in *Triebstruktur und Gesellschaft in der Kunst*. Die Idee der Toleranz sei Marcuse zufolge ein ursprünglich „subversiver, befreiender Begriff und [...] eine ebensolche Praxis“ (Marcuse 2008, 143), insofern sie, wie die Kunst, im Sinne einer unbedingten Tolerierung der Lust und der Triebe deren Befreiung von jeglicher Unterdrückung fordert und damit „die Verwirklichung der Toleranz Intoleranz gegenüber den herrschenden politischen Praktiken, Gesinnungen und Meinungen erheischen würde“ (Marcuse 2008, 143). Zugleich sieht Marcuse in den zeitgenössischen Formen der Toleranz das genaue Gegenteil verwirklicht, insoweit ihr Begriff auf Praktiken ausgeweitet wird, die gerade in der Unterdrückung, Unterwerfung oder Zerstörung der Lust im Interesse der Herrschaft bestehen (vgl. Marcuse 2008, 143–44). Diese Widersprüchlichkeit der Toleranz deutet, insofern sie der Kunst in einer äquivalenten Weise zugrunde liegt, auf ein unbestimmtes Verhältnis derselben zur Herrschaft.

Christoph Menke hat genau diesen inneren Gegensatz der Kunst als ein Wesensmerkmal der klassischen, bürgerlichen Ästhetik hervorgehoben, indem er den Zusammenhang zwischen dem Anspruch dieser Ästhetik auf die Autonomie des selbstständig qua seiner Sinnlichkeit urteilenden Subjekts<sup>1</sup> auf der einen und ihrem disziplinargesellschaftlichen Kontext auf der anderen Seite verdeutlicht hat (vgl. Menke 2012). Das selbständig urteilende Subjekt folgt so einerseits der Autonomie seiner von unterdrückenden Regeln und sozialen Normen befreiten Lust, unterwirft sich damit andererseits aber zugleich „disziplinären Prozeduren“, die, wie Menke es ausdrückt,

soziale Herrschaft so aus[üben], dass sie die Unterworfenen zu Subjekten machen, die selbst fähig und willens sind, die von ihnen verlangten Leistungen zu erbringen. Die Adressaten von Disziplinen befolgen also nicht (gemäß der traditionellen Bestimmung des Knechts) Befehle, deren normativen Gehalt sie nicht verstehen können. Die Adressaten von Disziplinen können sich vielmehr selbst nach den Normen

---

1 Menke spricht hier interessanterweise davon, dass dieses „ästhetische Subjekt [...] das anstrengungslose Subjekt [ist]“ (Menke 2012, 230).

ausrichten, deren Verwirklichung von ihnen verlangt wird; darin eben sind sie „Subjekte“. (Menke 2012, 228–29)

Eben hierin, in dieser paradoxerweise auf der Freiheit des Subjekts beruhenden Disziplinierung lässt sich jene Versöhnung mit der unterdrückenden Wirklichkeit wiedererkennen, die Marcuse als eine Selbstaufhebung der Kunst, als eine Entkräftung und Verfälschung ihrer kritischen Funktion erscheint (vgl. Marcuse 1968, 144) und der gegenüber Schillers politische Perspektivierung der Ästhetik als einen möglichen Ausweg in Betracht zieht.

Wie ist jedoch diese Aneignung der Schiller'schen Konzeption durch Marcuse im zeithistorischen Kontext der 68er-Bewegung und der ihr nachfolgenden Entwicklungen zu sehen? Die oben thematisierte Gespaltenheit der Linken in der Nachkriegszeit in „ältere“, an traditionellen Konzepten, wie Produktivität, Klasse und Staat orientierten Strömungen auf der einen Seite und der sogenannten Neuen Linken, die eher an Kategorien wie Entfremdung, kreativer Selbstbestimmung, sexueller und kultureller Freiheit interessiert war, lässt sich zu einer sehr ähnlichen Unterscheidung in Bezug setzen, welche die beiden SoziologInnen Ève Chiapello und Luc Boltanski in ihren Untersuchungen zu der sozioökonomischen Entwicklung kapitalistischer Gesellschaften am Ende des 20. Jahrhunderts vornehmen (vgl. Boltanski und Chiapello 2012). Sie stellen fest, dass die praktische und theoretische Kapitalismuskritik, die so alt ist wie der Kapitalismus selbst, seit dem 19. Jahrhundert in vor allem zwei verschiedenen Typen auftritt: der „die Ungleichheiten, die Armut, die Ausbeutung“ und den der Solidarität entgegenstehenden „Egoismus“ fokussierenden Sozialkritik, die v.a. von der Arbeiterbewegung geübt wurde, und der in erster Linie auf Unterdrückung, Konformismus und Warenfetischismus abzielenden „Künstlerkritik“ (vgl. Boltanski und Chiapello 2012, 29). Boltanski und Chiapello weisen nun darauf hin, dass erstens, obwohl die dem Mai 1968 vorhergehenden kapitalistischen Krisen so gut wie ausschließlich von der „Sozialkritik“ begleitet wurden, in der Krise von 1968 beide Typen von Kritik in fast gleichwertiger Weise nebeneinander artikuliert werden konnten, und dass zweitens „der Kapitalismus nur deswegen wieder Fuß fassen konnte, weil er es akzeptierte, einem Teil der Forderungen der ‚Künstlerkritik‘ nachzugeben“ (Boltanski und Chiapello 2012, 29). D.h. dass Forderungen, wie jene nach mehr Autonomie, nach mehr Möglichkeiten für kreative Entfaltung, sowie nach einer größeren Authentizität der Lebensweisen und der zwischenmenschlichen Beziehungen entweder direkt in der Einrichtung des

Arbeitsverhältnisse berücksichtigt wurden oder durch eine Ausdifferenzierung der kapitalistischen Produktionszweige in mehr kulturelle, kreative und intellektuelle Tätigkeiten und Produkte hinfällig wurden (vgl. Boltanski und Chiapello 2012, 30). Während der „Künstlerkritik“ durch ihre partielle Anerkennung der „Stachel“ genommen wurde, hatte die „Sozialkritik“ durch die mit dieser Anerkennung einhergehenden Veränderungen in den Arbeitsverhältnissen erst recht ihre Verhandlungsmacht eingebüßt, was sich z.B. in dem großen Niedergang der Gewerkschaften äußerte, die sich auf die flexibilisierten, individualisierten und autonomeren Anstellungsstrukturen nicht ausreichend anpassen konnten und so rapide an Macht verloren (vgl. Boltanski und Chiapello 2012, 30–31).

Diese Beobachtungen legen die Folgerung nahe, dass die in dieser Form den neoliberalen Kapitalismus antizipierenden Veränderungen mehr oder weniger Marcuses utopischen Entwurf einer befreiten Gesellschaft in sich aufgenommen und somit Wirklichkeit werden lassen haben. Tatsächlich kann die Wirklichkeit der nach neoliberalen Maßstäben organisierten Produktionssphäre auch heute noch mit den zentralen Werten Marcuses und der Neuen Linken assoziiert werden, wie etwa ein stärkeres Maß an Eigenverantwortung und Autonomie, flachere Hierarchien, spielerischere Interaktionsformen zwischen den MarktteilnehmerInnen oder ganzheitlichere, authentischere und nachhaltigere Arbeitswelten und Produktionsweisen. Daran scheint sich zu erweisen, dass die mit einem beträchtlichen Abbau von Herrschaftsstrukturen einhergehende Verwirklichung eines nicht-repressiven Realitätsprinzips paradoxerweise von umso brutaleren Formen der Prekarisierung und der kontinuierlichen Steigerung ökonomischen Drucks auf einen Großteil der Bevölkerung begleitet sein kann, bzw. knapper gefasst, dass die Reduktion und Einebnung von unmittelbaren Herrschafts- und Machtverhältnissen nicht zwangsläufig auch mit einer Reduktion des Leids korrelieren muss. In die Richtung dieser Problematik weist auch die rhetorische Frage am Anfang des ersten Bands von Foucaults *L'Histoire de la sexualité, La volonté de savoir* (dt. „Sexualität und Wahrheit: Der Wille zum Wissen“):

[...] unterbricht der gegen die Unterdrückung gerichtete kritische Diskurs den Lauf eines bis dahin unangefochten funktionierenden Machtmechanismus oder gehört er nicht vielmehr zu demselben historischen Netz wie das, was er anklagt (und zweifellos entstellt), indem er es als »Unterdrückung« bezeichnet? Gibt es wirklich einen historischen Bruch zwischen dem Zeitalter der Repression und der kritischen Analyse der Repression? (Foucault 2014, 8)

Foucault stellt fest, dass die Geschichte der westlichen Kultur bei genauerem Hinsehen der „Repressionshypothese“ der 68er-Bewegung gerade widerspricht und eigentlich viel eher

umgekehrt eine unaufhörliche, bisweilen explosive Zunahme der Diskurse über den Sex erkennbar werden lässt, die, auch wenn sie zu großen Teilen „im Wirkungsbereich der Macht selbst stattfindet“ (Foucault 2014, 10), bei weitem nicht auf diesen beschränkt ist. Wenn Foucault sagt, dass statt einer „Zensur des Sexes“ eher ein „Apparat zur Produktion von Diskursen über den Sex installiert [wurde], zur Produktion von immer mehr Diskursen, denen es gelang, zu funktionierenden und wirksamen Momenten seiner Ökonomie zu werden“ (Foucault 2014, 13), dann verweist das auf ein in den modernen Gesellschaften nicht antagonistischer, sondern im Gegenteil beständig enger werdendes Verhältnis zwischen der Macht und der Lust. Es bieten sich somit in Bezug auf Marcuse zwei mögliche Schlussfolgerungen an: einerseits ist der Entfremdungsbegriff auszuweiten, insofern gerade die scheinbare Reduktion der Entfremdung nur zu einer größeren Verstrickung von Macht und Lust führt und dabei neue und um einiges subtilere Formen der Entfremdung in die Welt bringt. Andererseits wäre die Gleichung zwischen Herrschaft und Entfremdung bzw. Unterdrückung einer Revision zu unterziehen. Die These könnte hier mit Foucault etwa so formuliert werden, dass, da möglicherweise kein wirkliches Jenseits der Macht oder der Herrschaft in Aussicht steht, stattdessen, der von Marx im *Manifest* beschriebenen Bewegung der Geschichte von persönlichen zu unpersönlichen Herrschaftsformen folgend, vielleicht nichts anderes übrig bleibt, als den Weg der Entfremdung konsequent zu Ende zu gehen, bis zu dem Punkt, an dem die Logik der Herrschaft in der Ununterscheidbarkeit zwischen sich und ihrem Anderen verschwindet

## Bibliographie

- Boltanski, Luc und Ève Chiapello. 2012. „Die Arbeit der Kritik und der normative Wandel.“ In *Kreation und Depression: Freiheit im gegenwärtigen Kapitalismus*, hg. v. Christoph Menke und Juliane Rebentisch. Sonderausg, 18–37. Kaleidogramme 67. Berlin: Kulturverl. Kadmos.
- Foucault, Michel. 2014. *Sexualität und Wahrheit. Erster Band: Der Wille zum Wissen*. 20. Aufl. Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 716. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Gmünder, Ulrich. 1985. *Kritische Theorie: Horkheimer, Adorno, Marcuse, Habermas*. Sammlung Metzler 220. Stuttgart: Metzler.

- Habermas, Jürgen. 2008. „Zum Geleit (Vorwort zu: Antworten auf Herbert Marcuse).“ In *1968: Eine Enzyklopädie*, hg. v. Rudolf Sievers. Einmalige Sonderausg., 1. Aufl. dieser Ausg, 165–70. Edition Suhrkamp 3337. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Koechlin, Daniel. 2015. „The Critique of Alienated Labor: Marx, Marcuse and Countermodels of the 1960s.“ *Revue Française d'Etudes Américaines* N° spécial 145 (4): 183–95. doi:10.3917/rfea.145.0183.
- Marcuse, Herbert. 1967. „Das Ende der Utopie.“ In *Das Ende der Utopie: Herbert Marcuse diskutiert mit Studenten und Professoren Westberlins an der Freien Universität Berlin über die Möglichkeiten und Chancen einer politischen Opposition in den Metropolen in Zusammenhang mit den Befreiungsbewegungen in den Ländern der Dritten Welt*, hg. v. Herbert Marcuse, Horst Kurnitzky und Hans M. Kuhn. 1.-5. Tsd, 3–20. Berlin: v. Maikowski.
- , 1968. *Triebstruktur und Gesellschaft: Ein philosophischer Beitrag zu Sigmund Freud*. 41.-50. Tsd. Bibliothek Suhrkamp. 158. Frankfurt M. Suhrkamp.
- , 2008. „Repressive Toleranz.“ In Sievers, *1968*, 143–64.
- Marx, Karl und Friedrich Engels. 1964. *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie: Dritter Band. Buch 3: Der Gesamtprozess der kapitalistischen Produktion*. 14. Auflage 1988, unveränd. Nachdr. Marx-Engels-Werke 25. Berlin: Dietz.
- Menke, Christoph. 2012. „Ein anderer Geschmack: Weder Autonomie noch Massenkonsum.“ In Menke und Rebentisch, *Kreation und Depression*, 226–39.
- Ocay, Jeffrey V. 2008. „Heidegger, Hegel, Marx: Marcuse and the Theory of Historicity.“ *Kritike: An Online Journal of Philosophy* 2 (2): 46–64. Zugriff: 17. März 2019.
- , 2009. „Eroticizing Marx, Revolutionizing Freud: Marcuse's Psychoanalytic Turn.“ *Kritike: An Online Journal of Philosophy* 3 (1): 10–23. Zugriff: 13. März 2019.

## **A juventude de 1968 em debate no romance francês**

Luís Gonçalves

Universidade Aberta / IELT-FCSH/NOVA

A revolta ocorrida em França em 1968 consubstancia-se inicialmente, na sua essência e matriz, num movimento inorgânico surgido da exasperação e do sentimento de frustração da juventude nascida em pleno *baby-boom*. Esta juventude, nomeadamente estudantil, não encontra na sociedade francesa, considerada adormecida e conservadora, solução para os seus problemas. A sobrelotação das universidades, as más condições de estudo, a falta de liberdade sexual são fatores mais impulsionadores do que uma consciência política proveniente do marxismo. Com efeito, para um dos antigos líderes estudantis, Daniel Cohn-Bendit, afirma que a maioria dos estudantes, ao contrário dos grupos minoritários muito politizados, reclama somente mais liberdade para os vietnamitas, certamente, mas sobretudo para eles próprios. (Cohn-Bendit, 2008, p.49).

Na época, os estudantes são mais sensíveis à questão da libertação sexual estudada por um Wilhelm Reich ou à crítica da *Sociedade do espetáculo* descrita por Guy Debord do que ao *Capital* ou ao *Manifesto do Partido Comunista*.

Tal situação reflete-se nos romances franceses que descrevem na sua diegese os debates apaixonados entre personagens, ficcionais ou atores reais. Este artigo debruçar-se-á assim mais especificamente sobre três obras do início da década de 70: *Derrière la vitre* de Robert Merle, publicada em 1970; *Les Deux printemps* de Raymond Jean e *L'Irrévolution*, de Pascal Lainé, ambas de 1971, que revelam através da ficção o retrato político e ideológico dos estudantes de 1968.

Num dos livros publicados por Daniel Cohn-Bendit sobre a revolta estudantil, *1968: A Revolução que tanto amámos!* o antigo líder estudantil entrevista, dezasseis anos mais tarde, vários participantes dos acontecimentos na Alemanha, em França e no mundo. No capítulo «O Proletariado» conversa, nomeadamente, com um antigo camarada do mesmo grupo anarquista, Jean-Pierre Duteuil, evocando o Movimento do 22 março de 1968 ocorrido na Faculdade de Letras de Nanterre. Sobre o que os unia ideologicamente diz Cohn-Bendit: “*Éramos libertários, sentindo o mesmo ódio em relação ao capitalismo e em relação ao comunismo*” e acrescenta sobre o espírito de grupo que é, quer se queira quer não, uma questão geracional: «*sobretudo, vivemos durante dois*

anos com alguns amigos, quase em tribo, passeando entre a Universidade de Nanterre e o Quartier Latin. *Éramos praticamente inesperáveis.*» (Cohn-Bendit, 1988, p.65). Apesar da amizade existente na altura, Cohn-Bendit reconhece desacordos entre os dois, Duteuil combate em nome de um movimento coletivo a personalização da luta que encarna o amigo. Retrospectivamente, Cohn-Bendit interroga-o de forma retórica : «Achas que tínhamos um paleio revolucionário um pouco antiquado em relação à situação e que, na verdade, o nosso discurso datava do século XIX?» (Cohn-Bendit, 1988, p.67).

Em 2008, Daniel Cohn-Bendit regressa às suas memórias dos acontecimentos com um título provocatoriamente intitulado *Forget 68*. Trata-se de esquecer literalmente um momento histórico completamente datado. Sintomaticamente, não é Cohn-Bendit o entrevistador, mas sim o entrevistado. Depois de ter ganho estatura com a sua participação em 68 ganhou estatuto por ser como mencionado na capa deputado europeu. Na entrevista, o jornalista Stéphane Paoli e o sociólogo Jean Viard interrogam-no sobre a importância da célebre fotografia de Gilles Caron onde, em frente à Sorbonne, Daniel Cohn-Bendit olha e sorri para um polícia. Para o entrevistador o sorriso traduz o prazer de viver e torna-se rapidamente o símbolo de Maio de 68, tal como o serão as frases poéticas escritas nos muros de Paris. Cohn-Bendit ao lembrar uma série delas recorda uma anónima que dizia «Je suis marxiste, tendance Groucho» («Sou marxista, tendência Groucho»), irreverência total face à ideologia marxista que era dominante entre o discurso de esquerda, comunista do PCF<sup>1</sup>, trotskista ou maoista.

É um facto que, na segunda metade da década de 60, entre a juventude são difundidas teses muito críticas que advêm em grande parte de uma crescente desconfiança em relação aos países que se reclamam do marxismo-leninismo, exceto Cuba que beneficia ainda de uma aura revolucionária romântica, ou da sua variante maoista que reivindica anacronicamente a herança estalinista. Não é assim de estranhar que a brochura de Mustapha Khayati, *De la misère en milieu étudiant*, que retoma as teses da Internacional Situacionista tenha tido uma tão larga audiência com dezenas de milhares de exemplares impressos. O texto adota um tom provocatório e é arrasador em relação aos gostos dos estudantes que descubrem aquilo que Khayati designa por «cultura moderna» vendida em supermercados e centros culturais. Denuncia a obscenidade pública das várias «igrejas», dando vários exemplos: «semanas do pensamento dito “marxista”, reuniões de intelectuais católicos». Coloca sarcasticamente num mesmo plano filósofos, alguns deles que se declaram marxistas,

---

1 Em termos eleitorais, o Partido Comunista Francês representava 22,5% dos eleitores nas legislativas de março de 1967 e através do seu sindicato estudantil, a UEC, tentava alistar a juventude, nem sempre com muito sucesso na recém-criada Faculdade de Letras de Nanterre onde eclodiu a revolta dos estudantes em 68

críticos literários de escolas opostas, historiadores, sociólogos, antropólogos e cantores da música pop/rock francesa: «Althusser, Garaudy, Sartre, Barthes, Picard, Lefebvre, Lévi-Strauss, Halliday, Châtelet, Antoine» e mistura disciplinas e correntes de pensamento diversos. Exceto alguns nomes icônicos, citados no panfleto e outros como Cornelius Castoriadis ou Pierre Bourdieu, que constituem a cultura intelectual do estudante francês e moldam o seu pensamento, um Herbert Marcuse não é conhecido dos estudantes, *O Homem Unidimensional* só seria editado em França em 28 de abril de 1968 (Loyer, 2008, p.36-38). Num inquérito sobre as leituras dos estudantes, Josane Duranteau, no diário *Le Monde*, de 6 de julho de 1968, constata o seguinte:

Para a maioria dos que interrogámos, é claro que Marcuse só é conhecido pela reputação e de forma indireta e vaga. Ninguém se reclama dele. A ideologia revolucionária é representada por algumas obras de Marx e de Lenine: e mesmo assim, estes são conhecidos essencialmente, ao que parece, pelos estudantes de sociologia, filosofia e história.<sup>2</sup>

Nenhum dos principais dirigentes estudantis de 1968 confessa ter lido Marcuse. Daniel Cohn-Bendit com a frontalidade que lhe é conhecida dizia mesmo: « *Marcuse como mestre do pensamento: que piada. Ninguém entre nós leu Marcuse*<sup>3</sup>. *Alguns lerem Marx, claro, talvez Bakounine, e entre os autores contemporâneos, Althusser, Mao, Guevara, Lefebvre [...] Mas não podemos considerar nenhum autor como inspirador do movimento.*»<sup>4</sup>

Se poucos eram os estudantes que tinham conhecimento direto da obra de Marcuse, já os intelectuais a teriam lido antes de 68, sobretudo as duas traduções francesas de *O Marxismo Soviético* e *Eros e Civilização*. Esta última de 1955, traduzida em 1963, serve de referência implícita a duas personagens de Robert Merle, docentes da Faculdade de Nanterre. Face a Colette Graff, assistente de inglês, que retoma as teses marcusianas sobre a repressão sexual na sociedade de consumo onde o princípio de prazer é sacrificado ao princípio de realidade, Frémincourt, catedrático, contrapõe que a repressão sexual era ainda mais feroz nos tempos dos primeiros colonos nos Estados Unidos e tem uma origem religiosa e não económica como advoga Marcuse. Mais, para esta personagem Marcuse é um moralista que argumenta sem provas e não um sociólogo. (Merle, 2008, p. 316).

2 Esta citação é traduzida por nós, assim como outras que surgem neste artigo, do original francês: «Pour la plupart de ceux que nous avons interrogés, il est clair que Marcuse n'est connu que de réputation, de façon indirecte et vague. On ne se réclame pas de lui. L'idéologie révolutionnaire est représentée par quelques ouvrages de Marx et de Lénine : encore ceux-ci sont-ils connus surtout, semble-t-il, des étudiants en sociologie, en philosophie, en histoire. »

3 No panorama intelectual francês, Henri Lefebvre, dissidente do PCF depois da revolta na Hungria de 1956, publica nos anos 60 *Le Marxisme* na coleção de bolso «Que sais-je?» dos PUF vendido a 300 000 exemplares que serve de vulgata as ideais marxistas junto de um público mais vasto. O que faz dizer a Pierre Rosanvallon que « Lefebvre a été le Marcuse français, préparant d'ailleurs la voie à l'édition ultérieure des deux œuvres majeures de ce dernier dans la collection «Arguments», *Éros et civilisation* puis *L'Homme unidimensionnel*.» (Rosanvallon, 2018, p.35).

4 «*Marcuse comme maître à penser: plaisanterie. Personne chez nous n'a lu Marcuse. Certains lisent Marx, bien sûr; peut-être Bakounine, et parmi les auteurs contemporains, Althusser, Mao, Guevara, Lefebvre [...] Mais on ne peut considérer aucun auteur comme inspirateur du mouvement.* (citado por Combes, 2008, p.103).

Enquanto a obra de Herbert Marcuse é praticamente desconhecida, já a de Louis Althusser, filósofo marxista, professor universitário, afiliado no partido comunista, propõe uma releitura de Marx com o seu *Pour Marx*, publicado em 1965 (Le Goff, 2006, p.421-424) tem alguma audiência. Mesmo assim, quantos estudantes, apesar da sua reputação, terão verdadeiramente lido esta obra de divulgação quando ocorre a revolta de 68?

A literatura francesa irá rapidamente integrar os acontecimentos que mudaram e agitaram a sociedade como é o caso dos três romances deste nosso estudo. Estas obras, que misturam personagens de ficção e protagonistas reais, permitem dar a conhecer por dentro os anseios, a cultura, os debates ideológicos, o fervor discursivo que atravessaram os meses da primavera e verão de 1968. Os autores destes romances ao descreverem factos que ainda estão bem presentes na memória dos leitores aproximam-se o mais possível do que aconteceu. *Derrière la vitre* explora o universo estudantil dando voz e corpo aos principais atores dos acontecimentos ocorridos no dia 22 de março de 1968 e que culminaram com a ocupação da torre administrativa da Faculdade de Nanterre. *Les Deux printemps* descreve numa longa analepse narrativa a noite das barricadas de 10 e 11 de maio de 1968. *L'Irrévolution*, cuja diegese começa no regresso às aulas em setembro de 1968, convoca nalguns trechos memórias dos acontecimentos.

O peritexto de *Derrière la vitre* inclui uma apresentação do romance e um prefácio não datado de Robert Merle. Neste descobre-se que o projeto do livro nasce em novembro de 1967 quando já com sessenta anos o escritor e professor da Faculdade de Nanterre pede aos estudantes para os entrevistar de modo a melhor os conhecer. No decorrer do projeto que visava tão somente falar do quotidiano de universitários acontece o 22 de março de 1968. O resultado será uma cronologia narrativa entre ficção e realidade que acompanha a vida de estudantes entre as 6 horas da manhã e as 23 horas e trinta. O romance prefere não dar a este dia um carácter excepcional - o que não deixou de o ser para os 142 ativistas que ocuparam a sala do Conselho da Faculdade – acompanhando as rotinas de estudantes representativos dos cerca de 12 000 inscritos. Porém, o romancista não pode deixar de dar um lugar de destaque aos protagonistas deste dia histórico, não fosse ele autor de romances que não sendo propriamente históricos têm como pano de fundo a História do século XX. *Week-end à Zuydcoote*, vencedor em 1949 com o prémio Goncourt, narra a história de um grupo de soldados franceses durante a evacuação do exército inglês de Dunquerque em maio e junho de 1940. *La Mort est mon métier (A Morte é o meu ofício)*, de 1952, faz de Rudolf Höss a principal personagem relatando a sua vida da infância até à direção do campo de Auschwitz.

Não é por isso de estranhar que, uma obra inicialmente prevista retratar a vida de simples estudantes universitários, se tenha transformado num romance de mais de quinhentas páginas falando também de personagens que se tornaram atores da história contemporânea. Com efeito, conservou o professor decano Pierre Grappin, germanista e diretor da Faculdade<sup>5</sup>, o assessor Beaujeu, o secretário geral Rivière e do lado dos estudantes, Cohn-Bendit, Duteil, Tarnero, Xavier Langlade. As restantes personagens são composições literárias a partir da longa experiência docente de Merle, assim como fruto das entrevistas realizadas onde ecoa o sentimento de incomunicabilidade, de incompreensão e de solidão vivido por muitos jovens. Antes de se atingir o clímax com a ocupação da torre, na parte final do romance, o leitor penetra na esfera privada dos estudantes. Assiste ao seu acordar, às suas rotinas matinais, ao estudo e revisão dos conteúdos com o medo do insucesso num ensino que se massificou com o fenómeno do *baby-boom*. Uma das personagens, Ménestrel, constata que a Universidade se transformou numa fábrica que produz resíduos ao ter 70% de rejeição. Acompanha-se igualmente o acordar de outro estudante, David Schultz, militante anarquista, que dormiu com uma colega na residência universitária das raparigas, beneficiando assim de um regulamento interno recente mais liberal depois de lutas estudantis do ano anterior. Contudo, a situação inversa, raparigas frequentando a residência dos rapazes, ainda não é possível, tornando-se uma reivindicação dos estudantes. O leitor toma conhecimento através de uma conversa entre David e Brigitte, estudante finalista da licenciatura de Alemão, que está em curso um processo de expulsão de “Dany” que uma nota de rodapé revela tratar-se de Daniel Cohn-Bendit (Merle, 2008, p.49) e que este é considerado um «haut-parleur», um altifalante do grupo que toma decisões após debate público. David, mesmo no espaço da intimidade, não consegue esquecer a dialética que apregoa: «*se ninguém sabe exatamente o que se passa e onde vamos, é por que simplesmente existe um certo atraso da teoria em relação à prática.*»<sup>6</sup> Para os jovens comunistas da UEC, Daniel Cohn-Bendit representa um certo folclore revolucionário ao passear em Nanterre uma cruz com duas dúzias de estudantes repetindo: «Che Chesus Christ... Che Chesus Christ... Che Chesus Christ...» (Merle, 2008, p.161). Em vários trechos da diegese é lembrado o célebre episódio que deu notoriedade ao estudante franco-alemão quando este interpela o ministro Missoffe na inauguração

5 Pierre Grappin, humanista e de esquerda, antigo resistente preso e torturado pela Gestapo, foi acusado de nazi e de SS por estudantes. Epítetos injuriosos que reaparecem recordados em vários trechos de *Derrière la vitre*. Sobre as tensões e provocações em Nanterre contra professores ver Le Goff, 2006, p.53-55. No romance de Merle é recordado que ele e mais dois outros professores da Sorbonne, Paul Ricoeur e Sophie Lafitte, saíram da prestigiada universidade da Sorbonne para criarem nos subúrbios a nova faculdade em 1964. Na altura a dimensão da instituição suburbana permitia a inovação com quinze professores e sessenta assistentes para 2 000 estudantes. Três anos mais tarde já são 11 000 estudantes e 200 assistentes (Merle, 2008, p.89-90).

6 Esta e outras frases são traduzidas por nós do francês: «*si personne ne sait exactement ce qui se passe ni où on va, cela témoigne tout simplement d'un certain retard de la théorie sur la pratique.*» (Merle, 2008, p.59).

de uma piscina por este não falar dos problemas sexuais da juventude no seu Livro Branco. Numa conversa na sala dos professores é lembrado este momento e a resposta bem-humorada do ministro que terá aconselhado ao jovem um banho na piscina para resolver os seus problemas. Na mesma conversa entre docentes é recordado também a pronta e insolente réplica de Cohn-Bendit suspeitando o ministro de ter problemas sexuais não resolvidos ou noutra versão, ainda mais ousada, acusando o ministro de impotência. A primeira versão é considerada a mais verosímil por um dos interlocutores e a segunda, constitutiva de um mito. (Merle, 2008, p. 276-277). Um diretor de departamento intervém indignado e argumenta que o estudante alemão depois da alteração com o ministro devia ter sido expulso de França.

Tal como descrito no terceiro capítulo da oitava parte do romance de Merle, durante a ocupação da torre administrativa da Faculdade de Nanterre, Cohn-Bendit trava os excessos prováveis dos cerca de cento e cinquenta camaradas ainda reunidos no átrio ao preferir uma presença simbólica no rés-de-chão em vez de subir à sala do Conselho, no oitavo andar. A habilidade do líder estudantil, como constata David, é saber aparecer e ocupar um lugar de destaque e logo a seguir assumir uma certa discricção. Contradizendo um dos intervenientes que defende a ocupação do último andar até às últimas consequências (repressão policial, prisão, tortura), Dany considera que a ação revolucionária tem como finalidade «o sucesso da Revolução» e não a demonstração de méritos pessoais para obter «a salvação no paraíso dos heróis marxistas». Remata o texto, usando de uma aliteração, que Cohn-Bendit é «Moderado mesmo na moderação»<sup>7</sup>. A ocupação do último andar é decidida depois da intervenção de uma estudante que assimila Nanterre ao Vietname e os estudantes a guerrilheiros do FLN. Apesar da discordância o estudante franco-alemão reaparece no último andar ocupando na mesa dos professores um lugar cimeiro perto da porta. Outro estudante real, Jacques Tarnero, tem também durante a ocupação da sala de reuniões uma posição ponderada ao protegê-la de degradações e eventuais pilhagens. Igualmente comedida é a intervenção de Dany quando defende a presença do assessor Beaujeu que, em substituição do professor decano Grappin, veio assegurar-se que tudo estava a decorrer sem incidentes. O narrador não assumindo totalmente uma focalização interna do discurso relata os acontecimentos vistos por vários estudantes ao mencionar: «Segundo outras testemunhas»<sup>8</sup>. No texto, as várias intervenções dão lugar simultaneamente a aplausos e contestações. Durante a ocupação da sala do Conselho são criadas durante a noite de 22 de março quatro comissões onde são discutidas questões relacionadas com a política e a vida dos estudantes: « Comissão I: o capitalismo em 1968 e as lutas operárias.

7 «Modéré même dans la modération» (Merle, 2008, p.396).

8 «D'après d'autres témoins» (Merle, 2008, p.430).

Comissão II: A luta anti-imperialista. Comissão III: A Universidade e Universidade crítica. Comissão IV: Lutas operárias e lutas estudantes nos países de Leste.» (Merle, 2008, p.516). A ideia de um debate em torno das lutas nos países do bloco comunista é contestada por Jaumet, militante da UEC, para quem, salvo quatro ou cinco estudantes que nomeia (Ben Said, Godchau, Krivine, Cohn-Bendit) dispndo de “bases teóricas”, os restantes só conhecem o marxismo-leninismo por ouvir dizer<sup>9</sup> e são incapazes de elaborar uma análise.

A ação política dos estudantes tal como descrita por personagens em *Derrière la vitre* consiste em desqualificar o adversário. Assim, Jaumet descreve como se constitui uma “capela” política. Formada inicialmente por divergência política séria, assume como principal tarefa demarcar-se de outra capela em vez de agir contra o imperialismo. Esta personagem parodia o discurso de forma truculenta: «nós possuímos a verdade e tu és um esterco, um lixo, um traidor, um chui gaulista, não percebeste nada de Marx, vamos te partir o focinho, estafermo...»<sup>10</sup>. O mesmo Jaumet valoriza os estudos e dá como modelo e exemplo dirigentes políticos e ideólogos que estudaram em «universidades burguesas»: «Karl Marx defendeu uma tese de filosofia na Universidade de Berlim, Lenine passou exames de direito na Universidade de S. Peterburgo. Trosky em Odessa. Mao era bibliotecário ajunto na Universidade de Pequim. Fidel Castro é doutorado em direito...» (Merle, 2008, p.178).

Desqualificar quem não pensa da mesma maneira passa não só pelo insulto, como vimos precedentemente, mas também pela insinuação e a calúnia. Com efeito, as acusações no jornal do PCF, *L'Humanité*, retomadas por uma trotskista acusam Cohn-Bendit de “ser pago”, sem especificar por quem, variável consoante o rumor, os serviços secretos alemães ou a CIA.

Descobre-se no romance a existência de cinco grupúsculos ativos em Nanterre: dois trotskistas, dois maoistas e um anarquista, sem contar os estudantes comunistas (Merle, 2008, p.77). O que une os vários grupos é o apoio aos vietnamitas do Norte. A própria posição do Partido Comunista Francês mudou em poucos meses e do slogan «Paz no Vietname» passou para «F.L.N. vencerá».

O romancista relata o difícil encontro entre duas personagens, David, o estudante revolucionário anarquista, e Abdelaziz, operário argelino da construção civil, que está no exterior, do outro lado do vidro - daí o título da obra - apesar do desejo de comunicar de jovens com a mesma idade. Além da condição social, são também as aspirações do argelino e os preconceitos

9 «ils ne connaissent le marxisme-léninisme que par ouï-dire» (Merle, 2008, p.517).

10 « nous, nous possédons la vérité, et toi, tu n'es qu'un fumier, une ordure, un traître, un flic gaulliste, tu n'as rien compris à Marx, nous allons te péter la gueule, salaud...» (Merle, 2008, 168).

ideológicos do francês que os separam. Ao descobrir que Abdelaziz tem por objetivo passar exames para seguir uma formação de torneiro, David pensa que este tem aspirações «pequeno-burguesas». Brigitte fica surpreendida ao conhecer o jovem argelino como se este viesse de outro planeta.

Estou contaminada por David. E David, mesmo recusando-o, está do lado do obreirismo. Oh! Justificou-o por questões marxistas. Dirá: a força motora da transformação da sociedade não são os estudantes, mas os trabalhadores. Mas isto é a atitude teórica. [...] Na realidade, David sente um respeito quase religioso pela classe operária.<sup>11</sup>

A personagem de David representa a posição anarquista que terá grande influência no movimento inorgânico de 68, comparando ideologias a dogmas religiosos ao tentarem encontrar soluções em livros proféticos que ditam normas de conduta e estratégias políticas.

Seja Marx, Trotsky ou Mao: sempre Deus, sempre a Bíblia. Não saímos daí. Sempre que uma escolha deve ser feita, como nesta noite, em vez de se examinar a situação, precipitamo-nos: o que diz o LIVRO? Citamos um versículo, interpretamo-lo e está tudo dito. A verdade está aí no altar.<sup>12</sup>

Para David, segundo Brigitte com quem conversa, o socialismo é uma tirania exercida em nome do povo. A inteligência crítica do estudante é tal que “devora” progressivamente os seus próprios pais: «Marx, Freud, Marcuse, Althusser» (Merle, 2008, p.370).

A parte final do romance culmina com a entrada na sala do Conselho de Xavier Langlade, preso dois dias antes por estar nas imediações da *American Express* vandalizada em sinal de protesto contra a guerra do Vietname. A libertação deste desmobiliza os estudantes que tinham ocupado a torre em solidariedade, não sem ter antes redigido uma moção lida por Cohn-Bendit que apela à continuação da luta no dia 29 de março e que é aprovada por larga maioria. A moção votada pelos cento e cinquenta estudantes, dos quais só metade tinha até então vagos conhecimentos políticos, iria fazer duplicar os efetivos dos grupúsculos na opinião de David.

O epíteto da edição de 1978 do romance de Raymond Jean, *Les Deux printemps*, comporta uma introdução do autor e a lista de documentos utilizados na montagem da obra em anexo. O prefácio reconhece o pouco sucesso que teve a obra quando lançada em 1971, talvez devido ao facto de o autor estar simultaneamente sob a influência do *Nouveau roman* e ter entrado recentemente para o PCF sem adotar uma certa ortodoxia literária e política, sendo inclusive acusado, autor e obra, no jornal comunista *L'Humanité* de «instabilidade política».

A diegese do romance começa durante uma visita do narrador, professor universitário de História, a Praga, em 1969, um ano depois do fim da Primavera checoslovaca. Uma analepse

---

11 « Je suis contaminée par David. Et David, même s'il s'en défend, il tombe dans l'ouvriérisme. Oh, il le justifie par des raisons marxistes. Il vous dira : la force motrice de la transformation de la société, ce ne sont pas les étudiants mais les travailleurs. Mais ça, c'est l'attitude théorique. [...] En fait, David ressent un respect quasi religieux pour la classe ouvrière. » (Merle, 2008, p.226).

12 «Que ce soit Marx, Trotsky ou Mao : toujours le Bon Dieu, toujours la Bible. On n'en sort pas. Dès qu'un choix est à faire, comme ce soir, au lieu d'examiner la situation concrète et d'imaginer la stratégie on se précipite : que dit le LIVRE? On te cite un verset, on te l'interprète et c'est fini. La vérité est là, sur l'autel.» (Merle, 2008, p.369).

narrativa permite-nos regressar, na parte central do romance<sup>13</sup>, à noite das barricadas em Paris de 10 para 11 de maio de 1968 (p. 95-184). O narrador acompanha, no apartamento de estudantes, através da rádio o desenrolar dos acontecimentos. Assim, pela primeira vez na história de França ouvintes podem, tal como narra o próprio romancista, assistir em direto ao que se passa na capital graças a repórteres que se encontram nos lugares dos confrontos entre estudantes e forças de segurança. Revelam-se primeiro os acontecimentos na emissora pública *France Inter*, mais vigiada pelo poder gaulista tal como a televisão pública ORTF, e depois numa estação de rádio privada, *Europe N°1*, emitindo do exterior da França, que tinha conquistando anteriormente o público juvenil com a criação em 1959 do programa de música pop francesa *Salut les copains*. A segunda parte do romance começa com a entrada do narrador na sala de estar onde descobre publicações periódicas e livros que permitem traçar um perfil ideológico dos seus residentes: além do jornal *Le Monde*, lido e criticado, um exemplar de *L'Humanité nouvelle*, mensal de inspiração maoista, assim como obras de referência do ideário de esquerda e de extrema-esquerda: *Sociologie d'une révolution* de Franz Fanon<sup>14</sup>, publicado pelas edições Maspero, *Black boy* de Richard Wright, Para completar a descrição vêem-se cartazes nas paredes: um deles com ideogramas chineses, outro manuscrito com o apelido do ministro do Interior associado à sigla da polícia de intervenção: "Fouchet=C.R.S.=S.S." (Jean, 1978, p. 97)<sup>15</sup>, assim como uma fotografia de Che Guevara a conversar com Fidel Castro. Duas páginas depois nova descrição referindo a presença na parede de uma fotografia de Lenine recortada de uma publicação. Intercalado entre as descrições da assoalhada surgem reproduzidos excertos de textos de Guevara, *Le Socialisme et l'homme à Cuba*, de 1965 (Jean, 1978, p. 98) e de Louis Althusser, *Lénine et la philosophie*, redigido em 1968 (Jean, 1978, p. 100), e outro de Gorki sobre Lenine na página seguinte. Enquanto o narrador observa a fotografia entram Blandine e Clément que vai buscar um aparelho de rádio pouco depois. Finalmente junta-se ao grupo um outro jovem casal que, segundo palavras endereçadas por Blandine ao narrador, são do PCF. No transístor ouve-se uma voz apressada descrevendo a cena de uma barricada rua Le-Goff erguida rapidamente por jovens enquanto as forças da ordem ocupam as imediações do Panthéon e da Sorbonne. Duas páginas adiante, o relato é feito por vários repórteres que falam de barricadas erguidas noutras seis ruas do quartier Latin. Este "filme sonoro dos

---

13 A II parte intitula-se « La nuit du 10 au 11 mai 1968 en France ».

14 Franz Fanon foi muito lido pela geração que tinha vinte anos em 1968, sobretudo *Peau noire, masques blancs* e *Les Damnés de la terre*, de 1961, assim como *Les Armes miraculeuses*, de Aimé Césaire e *Le Portrait du colonisé* de Albert Memmi, como indica Pierre Rosanvallon em *Notre histoire intellectuelle et politique 1968-2018*. Os três autores referidos constituem o substrato ideológico anticolonialista dos jovens militantes da década de 60.

15 Mais comum e popular é o slogan "CRS=SS" que encontramos inclusive como título de uma série de quadros de Júlio Pomar.

acontecimentos” como refere o autor (Jean, 1978, p.113) é interrompido para dar a palavra ao reitor da Universidade de Paris. Apesar do narrador registar, com satisfação, o que designa por emancipação dos jornalistas da rádio pública que “tomavam gosto às barricadas”<sup>16</sup>, uma das estudantes presentes declara que seria preferível ouvir as estações privadas periféricas<sup>17</sup>, Radio-Luxembourg ou Europe N°1. Nesta emissora o repórter de microfone no meio dos estudantes traz aos ouvintes informações mais detalhadas. A voz que descreve o material usado para construir a barricada é coberta pelos gritos, ruídos de ferro e de pedras. Mais adiante o jornalista relata as cargas policiais, os coquetéis molotov, os gases lacrimogéneos, a solidariedade dos moradores - sobre a qual insiste - lançando das janelas mantimentos e água. Ouve-se esporadicamente *A Internacional* e *A Marselhesa*. A dada altura do direto, a voz de Cohn-Bendit vem desmentir rumores de negociações em curso com as autoridades universitárias. Esta intervenção desencadeia na sala de estar um protesto por parte do estudante comunista que considera o líder estudantil um agente provocador que tenta desviar as atenções do «verdadeiro combate *político*» contra o poder (Jean, 1978, p.125). O que motiva uma altercação com Clément que apoiava as palavras e ação do líder estudantil. O narrador despede-se dos estudantes apesar de se sentir bem no meio deles, no «meio das barricadas», registando com agrado: «Batíamo-nos juntos contra os polícias». A transmissão radiofónica abolira de certa forma a distância e não simplesmente mediara os acontecimentos. Raymond Jean retrata, assim, nesta parte central do romance a dramaturgia e cenografia que largos milhares de franceses, nomeadamente estudantes que esperavam as declarações das autoridades políticas e universitárias, seguiram em direto através da rádio<sup>18</sup>. De simples meio de informação, a rádio passou nesta noite de 10 de maio a protagonista e desencadeadora de protestos.

Muito diferente é o romance de Pascal Lainé, *L'Irrévolution*, publicado em 1971, por um jovem autor de vinte e nove anos e, por conseguinte, geracionalmente mais próximo das inquietudes, dos desejos, das ideologias dos estudantes de 68. Contrariamente aos romances de Merle e de Jean os acontecimentos do movimento estudantil são simplesmente aflorados em rápidas analepses. O narrador-personagem, ainda estudante na altura da revolta, assistiu a assembleias gerais, ouviu discursos, falou e gritou muito, chegando a pensar que surgiria daí o «homem novo» salvador (Lainé, 1971, p.35). Neste sentido, o título, um neologismo construído a partir do termo “révolution” ao qual foi adicionado um prefixo privativo tem em si valor de programa ou melhor de

---

16 «J'avais l'impression que les journalistes d'Inter s'émancipaient de plus en plus et prenaient goût aux barricades » (Jean, 1998, p. 115).

17 Assim designadas por se encontrarem na periferia do território francês.

18 Cf. nomeadamente Laurentin, 2008, p.287-288.

um não programa que funciona como horizonte de expectativas para o leitor. A revolução neste romance foi o que não aconteceu depois de meses de festa revolucionária e de esperança na qual a personagem central se dissolve e, pela primeira vez, acredita numa experiência política de entrega e de fé<sup>19</sup>. No fim da primavera, parte de uma geração mergulhou no desespero e no desalento do quotidiano da «irrevolução». Sentimentos que se encontram revelados na segunda metade da obra e que justificam o título.

É este o meu mal; e talvez, como se diz, o «mal do século»; é a *irrevolução*: é o movimento contraditório de uma inquietude e de uma crítica tão profundas, tão totalizadoras talvez, que elas próprias não escapam ao seu próprio ácido, e que se dissolvem ao se refletirem sobre elas próprias, que se apagam.<sup>20</sup>

Este «mal do século», que é também uma referência aos românticos saídos da Revolução Francesa e das guerras napoleónicas, não afeta somente o narrador e alguns jovens, mas estende-se a toda a uma geração de estudantes.

Não sou o único da minha espécie. A irrevolução, vivemo-la todos assim, em maio de 68. Fizemos a irrevolução, não a revolução, por que nenhum dos que a devia fazer, a revolução, por que nenhum de nós esperava aí encontrar a sua satisfação.<sup>21</sup>

O narrador, jovem professor de filosofia, desde setembro de 1968, num liceu técnico e profissional do norte da França, rejeita um modelo de ensino «às mãos da burguesia» (Lainé, 1971, p.65) que visa transmitir o gosto pela ordem, pelo trabalho silencioso e selecionar a «elite do proletariado (ibid.) Tem também por objetivo condicionar os alunos a não terem expectativas muito altas. Verificando que o programa de filosofia e o estudo de autores encontram-se pouco adaptados aos alunos, o jovem professor prefere promover debates sobre questões contemporâneas. Tenta com eles num processo maiêutico refletir sobre a política e maio de 68.

- O que é um comunista?
- É um extremista.
- O que entendem por «extremista»?
- Um comunista não possui nada. Não tem nada a perder. Vimos isso em maio, tudo é permitido.
- O que é que pensam de maio?
- A primeira semana foram as reivindicações, depois foram os partidos políticos.<sup>22</sup>

19 «J'avais cru, pour la première fois. J'avais trouvé la grâce au coin du boulevard Saint-Michel et de la rue Soufflot. Soudain ! Je m'étais confondu, perdu, avec une angoisse délicate, dans le flux et le reflux de la foule étrange ; pour la première fois étrange, en blanc, en noir, à l'encre de Chine, au fusain, sous la plume et le pinceau visionnaires, fantastiques, de l'insurrection.» (Lainé, 1971, p.35).

20 «C'est cela mon mal; et peut-être, comme on dit, le « mal du siècle»; c'est *l'irrévolution*: c'est le mouvement contradictoire d'une inquiétude et d'une critique si profondes, si totales peut-être, qu'elles-mêmes n'échappent pas à leur propre acide, et qu'elles se dissolvent dans leur réflexion sur elles-mêmes, qu'elles s'effacent.» (Lainé, 1971, p. 143).

21 «Je ne suis pas le seul de mon espèce. L'irrévolution, nous avons été tous à la vivre ainsi, en mai 68. Nous avons fait l'irrévolution, non la révolution, parce que nul de ceux qui devaient la faire, la révolution, parce qu'aucun de nous n'espérait y trouver vraiment son assouvissement.» (Lainé, 1971, p. 143).

22 «- Mais qu'est-ce qu'un communiste?

1. C'est un extrémiste.
2. Qu'entendez-vous par « extrémiste »?
3. Un communiste ne possède rien. Il n'a rien à perdre. On a vu ça en mai, tout est permis.
4. Que pensez-vous de mai?
5. La première semaine c'étaient les revendications, après c'étaient les partis politiques.» (Lainé,

Constantemente na diegese sente-se um desfasamento entre o narrador e as outras personagens, sejam elas da província ou de Paris. Encontra-se, tal como o estudante de Merle, atrás do vidro. O trabalhador imigrante é aqui substituído por filhos de operários, de empregados de escritório, de pequenos comerciantes. Mas também, se encontra distante da burguesia à qual pertence pela família.

Através da leitura destes três romances tentamos constituir o retrato político e ideológico de uma geração nascida em pleno *baby-boom* e que tem cerca de vinte anos quando têm lugar os acontecimentos de 1968. Para além das notáveis diferenças entre personagens, sejam elas reais ou ficcionais, surge um fresco sensível que nos permite melhor conhecer o que foram as paixões pelas ideias há cinquenta anos num país, a França, que parecia sonolento, aborrecido de se si mesmo como referido num célebre artigo de Paul Viansson-Ponté no *Le Monde* de 15 de março de 1968.

### **Bibliografia**

Combes, P. (2008). *Mai 68, les écrivains, la littérature*. Paris, L'Harmattan.

Cohn-Bendit, D. (1988). *1968: A Revolução que tanto amámos!* Lisboa, Publicações Dom Quixote, Lda.

Cohn-Bendit, D. (2008). *Forget 68*. La Tour d'Aigues, Éditions de l'Aube.

Jean, R. (1978). *Les Deux printemps*. Paris, Éditions du Seuil, 10/18.

Joffrin, L. (1998). *Mai 68. Histoire des Événements*. Paris, Édition du Seuil, Points.

Lainé, P. (1971). *L'Irrévolution*. Paris, Éditions Gallimard.

Le Goff, J.-P. (2006). *Mai 68, l'héritage impossible*. Paris, Éditions la Découverte/Poche.

Laurentin, E. (2008). «Le transistor à l'écoute de la rue». In Artières, P. e Zancarini-Fournel,

M. (dir.). *68, Une histoire collective [1962-1981]*. Paris Éditions la Découverte. p.285-290.

Loyer, E. (2008). *Mai 68 dans le texte*. Editions Complexe.

Merle, R. (2008). *Derrière la vitre*. Paris, Éditions Gallimard/Folio.

Rosanvallon, P. (2018). *Notre histoire intellectuelle et politique 1968-2018*. Paris, Éditions du Seuil.

---

1971, p.95-96).

Weber, H. (1998). *Que reste-t-il de mai 68? Essai sur les interprétations des événements* ». Paris, Éditions du Seuil – Points.